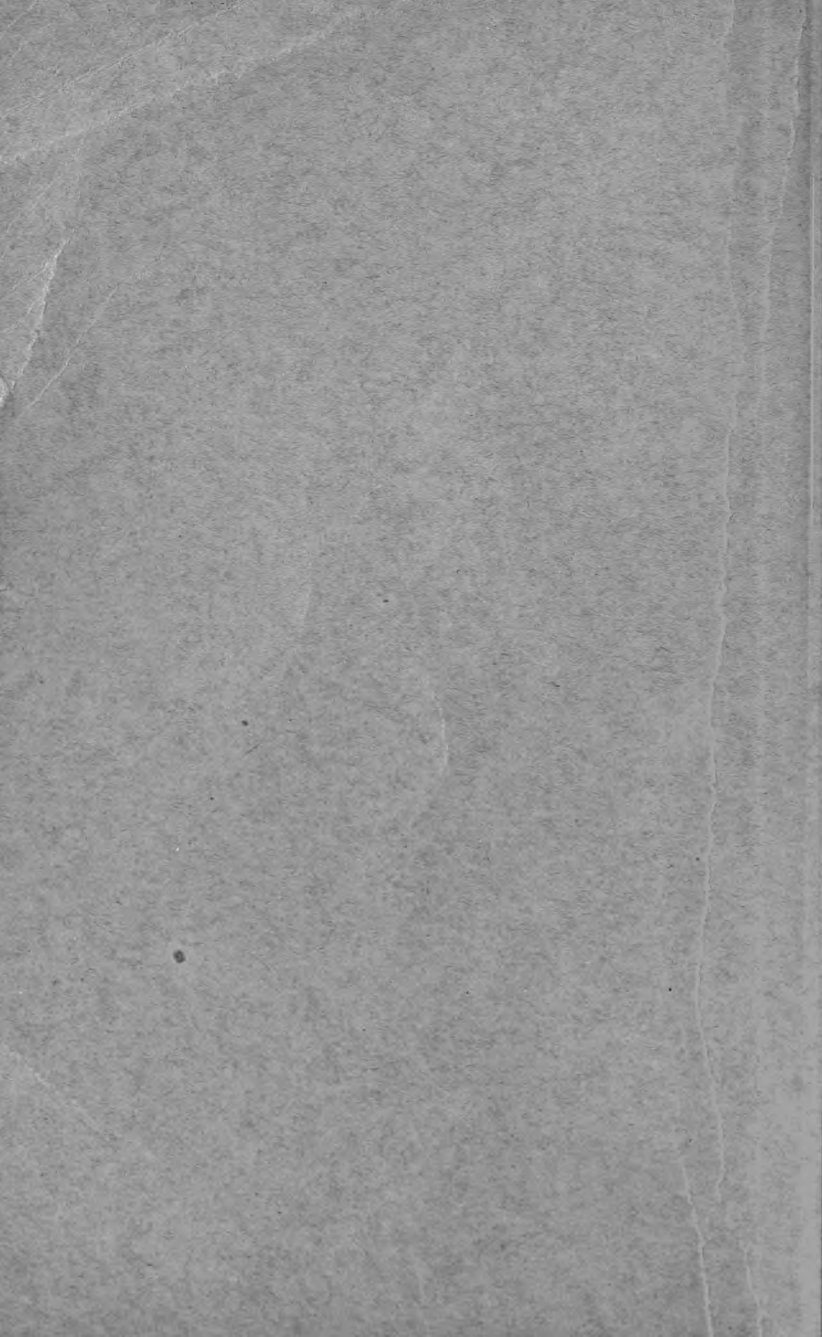


Das  
Knonauer - Amt



Hans Brandenberger





*Hans Kuntz*

Das  
**Knonauer-Umt**

Volkstümliche Darstellung seiner  
geschichtlichen Entwicklung



Von  
Hans Brandenberger.

Druck und Verlag von J. Weis, Affoltern a. A. - 1924

Meinem Vater gewidmet.

## Lieber Leser!

„Eine Geschichte des Anonauer-Amtes?“ — so ruffst Du vielleicht verwundert aus, wenn Dir dieses Büchlein zu Gesichte kommt. „Besteht denn nicht schon Ueberfluß an solchen Bearbeitungen?“

Verzeih', lieber Leser, daß ich Dir widersprechen muß. Aus dem nachfolgenden Quellenverzeichnis siehst Du, daß freilich schon vielerlei über unsern Bezirk geschrieben worden ist; doch fällt es ungemein schwer, daraus ein umfassendes und einheitliches Bild über seine wechselvolle Vergangenheit zu gewinnen. Darum habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, aus all dem umfangreichen, mannigfaltigen Material eine leicht verständliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Anonauer-Amtes von den allerersten Anfängen bis in die Gegenwart herauszuarbeiten. Zur bessern Erkenntnis der Zusammenhänge knüpfte ich hiebei stets an die großen Ereignisse der vaterländischen Geschichte an, und um die Schilderung abwechslungsreicher und lebendiger zu gestalten, kleidete ich den Stoff in eine einfache, höchst anspruchslose Rahmenerzählung ein, die aber keineswegs aufdringlich sein soll, sondern sich bescheiden im Hintergrunde hält, damit das Interesse nicht abgelenkt werde.

Mut also, lieber Leser! Vertiefe Dich in das Studium der Geschichte Deines Anonauer-Amtes; — ich bin überzeugt, daß es Dir dadurch noch viel teurer werden wird als bisher.

---

## Quellen.

Zur Bearbeitung der Geschichte des Anonauer-Amtes benützte ich folgende fachwissenschaftliche Arbeiten:

Für die geologische Einführung: Dr. J. Hug, die Schweiz im Eiszeitalter; über die urzeitlichen Funde: J. Heierle, archäologische Karten und Erklärungen, unter Berücksichtigung späterer Forschungen. Die Erklärung der Ortsnamen stützt sich auf H. Meyer, Ortsnamen des Kantons Zürich.

Als grundlegende geschichtliche Quelle diente mir: Dändliker, Geschichte des Kantons Zürich. An speziellen Arbeiten standen mir ferner zur Verfügung: Meyer v. Anonau, Zürcherische Volksjagen; Escher, Geschichte des Klosters Kappel und der Freiherrn von Eschenbach; Nüscher, Zur Heimatfunde von Rifferswil; Largiader, Die Anfänge des zürcherischen Stadtstaates; Strickler, Geschichte der Gemeinde Horgen; Schneebeli, Denkschrift zum 50jährigen Bestand der Gemeinde Obfelden; Bollenweider, Das Gotteshaus Mettmensjetten; Haegi, Chronik von Anonau; Egli, Die Kirchen des Bezirkes Affoltern, — die Reformation im Bezirke Affoltern; Glättli, Der Wädenswiler-Handel; Müller, Joh. Hrch. Waser; Waser, Abhandlung über das Geld, — Bevölkerungsstatistik; Krug, Die Währung des alten Zürich (N. 3. 3.).

Ueber die Helvetik orientierte ich mich bei Klinker und im „Republikaner“, über die Mediationszeit bei Brunner. Im weiteren konsultierte ich die Schriftchen über den Bockenkrieg von Schneebeli und vom Aemtlerverschein, die Biographie des Bundespräsi-

dentem Dubs von Zehender, das historisch-biographische Lexikon der Schweiz, den Führer durch Affoltern von Marty, sowie verschiedene kleinere geschichtliche Skizzen.

Mit besonderen Schwierigkeiten war die Bearbeitung der kulturellen Entwicklung des Anonauer-Amtes im 19. Jahrhundert verbunden. Es dienten mir einige alte Jahrgänge des „Anzeiger“, der „Volksbote“ (1853), der „Albisbote“ (1856), die „Zürcherische Wochenchronik“ (1900 und 1912); Letsch, Beiträge zur Geologie der Schweiz (Bergwerk Neugstertal); die Protokolle der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Affoltern; die Publikationen des kantonalen statistischen Amtes; Meyer v. Nonau, Bearbeitung der beiden Volkszählungen von 1836 und 1850; die Angaben des kantonalen Fabrikinspektorates, ein Vortrag von Bezirksrat Ringger über die Seidenindustrie aus dem Jahre 1887, eine Schrift von R. Stehli-Zweifel über die Firma Stehli u. Cie. und schließlich alle die Auskünfte, die mir von den Herren Fabrikanten und Fabrikdirektoren unseres Bezirkes in zuvorkommender Weise erteilt worden sind.

Ich spreche ihnen, wie auch allen andern Persönlichkeiten, die meine Arbeit mit Literatur und freundlichen Ratschlägen unterstützt haben, insbesondere den Herren Prof. Dr. Rabholz, Prof. Dr. Hegi-Räf, Prof. Dr. Aepli und Dr. J. Hug in Zürich, H. U. Wollenweider und Ratschreiber J. Hägi in Affoltern a. A. meinen herzlichsten Dank aus.

Mettmenstetten, im September 1924.

Hans Brandenberger.



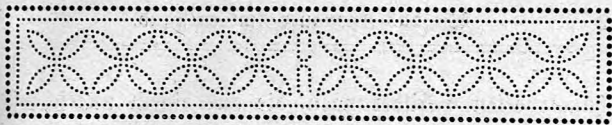
## Wappentafel des Knonauer-Amtes.



Als Gemeindewappen von Knonau gilt in neuerer Zeit etwa das Bezirkswappen; doch dürfte die Anerkennung der „Tunternkappe“ (Seite 49) richtiger sein.







## Erster Abend.

An langen Winterabenden fanden sich in der traulichen Bauernstube des alten Sigristen-Karl oft junge Burschen und Mädchen ein, um in vergnüglichem Gespräch oder in fröhlichem Spiel schöner Geselligkeit zu pflegen. Es war ihnen Herzensbedürfnis, nach des Sommers hartem Tagewerk ihre seelischen Kräfte zu sammeln, und kein Ort hätte sich dazu besser geeignet als die geräumige, braun getäfelte Wohnstube des Karl Huber, der trotz seiner 70 Jahre noch frisch und rüstig war, und hinter dem weißen Vollbart und den buschigen Augenbrauen jugendliches Feuer und einen goldenen Humor verbarg. Frau und Tochter waren ihm vor einigen Jahren gestorben. Er besorgte mit seinem hübschen, 18jährigen Enkelkinde Menichen und einem halbwüchsigen Knechtlein ohne große Mühe das kleine Bauerngewerbe selber, und hatte dabei einen hellen Geist und eine zähe Gesundheit bewahrt. Sein Liebstes war ihm allezeit gewesen, nach Feierabend in alten Büchern und Kalendern zu lesen und die Vergangenheit seiner Heimat zu erforschen, und mancher Geschichtskundige hatte sich bei dem Alten schon viele interessante Belehrungen holen können. Seine nächste Umgebung aber erfreute er gar oft mit kurzweiligen,

humorvollen Schilderungen, die aus einem unerschöpflich reichen Gedächtnischatz flossen.

Bei diesem lieben Alten also kehrten unsere jungen Freunde ein, wenn rauhe Schneestürme ins Land zogen, und nicht gerade spiegelglatte Schlittbahnen zu andern Winterbergnügen einluden. Da wurde gescherzt und gesungen, geplaudert, oder ein köstliches Pfänderspiel veranstaltet, und der Alte machte gar eifrig mit, denn sein Herz war trotz der weißen Haare jung geblieben. Die Eltern unserer Burschen und Mädchen kannten nichts Schöneres, als diese abendlichen Freundschaftsfestchen, wußten sie doch, daß dabei Sitte und Anstand nie verletzt, sondern stets ernste und aufrichtige Freundschaft gepflegt wurde.

Da bemerkte man unter den Mädchen die getreue Jugendfreundin Menchens, die verständige, dunkeläugige Martha. Auch die beiden sangeskundigen Nachbarskinder Trudi und Frieda fanden sich oft ein und waren recht gerne gesehen, denn sie verstanden sich nicht übel auf Zither und Mandoline. Außer dem Knechtlein des Sigristen-Karl, dem muntern Max, erschienen regelmäßig auch zwei Außerdörfler, Paul und Ernst, die den weiten Weg nicht scheuten, wenn eine Zusammenkunft angesagt wurde. Sie waren zwei stille Jungen, die gerne mit fröhlichem Behagen an der Gemütlichkeit teilnahmen, aber auch für jedes ernste Gespräch lebhaftes Verständnis zeigten.

Dies waren die Getreuen der muntern Tafelrunde, die sich am Niklaus-Abend wieder zusammenfand, um sich an Gesang und heiterer Geselligkeit gütlich zu tun.

Doch als man ratschlagte, wie die köstlichen Stunden am besten zuzubringen wären, erklärte der Sigristen-Karl, daß er gerne Einiges über die Vergangenheit des Knonauer-Amtes erzählen wolle, falls sich die jungen Leute dabei nicht langweilten. Das wäre keineswegs der Fall, erwiderten diese mit freudiger Zustimmung. Doch der Alte hatte immer noch Bedenken. Er benötigte nämlich für seine Darstellung nicht nur einen, sondern alle ihrer gemeinsamen Winterabende, doch so freilich, daß er jedesmal nur ein kleines Bruchstück seiner Geschichte erzählen werde, damit für Spiel und Fröhlichkeitseigenen auch noch etwas übrig bleibe. Damit war männiglich zufrieden; erwartungsvoll rückten die Burschen die Stühle, die Mädchen kramten ihre Strickarbeiten hervor, und der Alte holte ein großes Taschenbuch herbei, in dem ein unentwirrbares Gefäß zu sehen war. Er setzte seine große Brille auf, blätterte, bis er sich zurecht gefunden hatte, legte die Brille wieder beiseite und begann mit seiner Erzählung:

### Wie das Knonauer-Amt entstand.

Seid ihr auch schon auf dem Albis droben gewesen, wenn die winterliche Abendsonne rotgolden in blauschimmernder Ferne versinkt, und ein wogendes Nebelmeer sich massig über dem breiten Neustal lagert, daß man glaubt, die armseligen Menschlein müßten darin elendiglich ersticken? —

So mag es vor einigen zehntausend Jahren bei uns ausgesehen haben, als noch ein rauhes, sibirisches Klima

herrschte und riesige Gletschermassen von den Alpen her über das schweizerische Mittelland hinfluteten. Damals bildete der Albiskamm die Scheide zwischen zwei mächtigen Eisströmen. Das ganze Zürichsee- und Glatttal bis an die Hörnli- und die Allmannkette war bedeckt vom Linthgletscher, der aus dem Glarnerland hervorbrach und sich bei Wesen mit einem Arm des noch größeren Rheingletschers vereinigte. Die Eismassen der Urkantone sammelten sich in dem gewaltigen Reservoir des Vierwaldstättersees und ergossen sich gegen Nordwesten über das Sempacher- und das Seetal bis nach Seon, und gegen Norden durch das Reußtal bis nach Mellingen.

Gleich langgestreckten Landzungen und Inseln ragten die Albiskette und der Lindenberg aus dem gigantischen Eismeer empor, welches an seinen Rändern mächtige Trümmersfelder von Gletscherschutt, Felsblöcken, Kies und Geröll bildete, die es aus den Hoch- und Boralpen heruntergetragen hatte. Solche Moränenwälle haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie ermöglichen es, die Umgrenzung dieser einstigen Riesengletscher festzustellen und zeigen, daß sich dieselben in großen und kleinen Zeitabschnitten etappenweise wieder ins Gebirge zurückzogen, als sich die klimatischen Verhältnisse unserer Gegend allmählich günstiger gestalteten.

Eine Seitenzunge des Reußgletschers, die anfänglich durch das Urdorfer-Gletschertal hinab floß und sich bei Dietikon mit dem Linthgletscher vereinigte, trennte sich nun von demselben los. Während jener bei Zürich

große Moränenwälle, wie die Hohe Promenade, den Lindenhof u. s. w. aufstaute und dadurch später die Entstehung des Zürichsees veranlaßte, bildete der rechte Seitenarm des Keußgletschers bei Birmensdorf einen festen Schuttwall gegen Urdorf hin und versperrte seinem Abfluß den natürlichen Ausgang, so daß er sich weiter westlich einen schluchtenartigen Durchbruch nach Dietikon graben mußte.

Der Sigristen-Karl begleitete seine Erklärungen mit einigen Kreidestrichen auf der großen, schwarzen Schiefertafel des altertümlichen Tisches, skizzierte die Albisfette und umriß die Rückzugsetappen des Gletschers.

In eben diese Zeit, fuhr er fort, fällt wohl auch die Entstehung des obern Keppisch- und des Sihltales. Seht nachstehenden Querschnitt des ehemaligen Albismassivs, das sich breit ausgeladen allmählich in das Zürichsee- und das Keußtal hinunter senkte. Von beiden Seiten brandeten die Eismassen bis an seinen Rücken heran und türmten hier starke Schuttwälle auf. Hinter diesen sammelten sich die Wasserrinnen des Berges und gruben mit der Zeit tiefe Nebentäler in die weichen Mergelschichten ein.

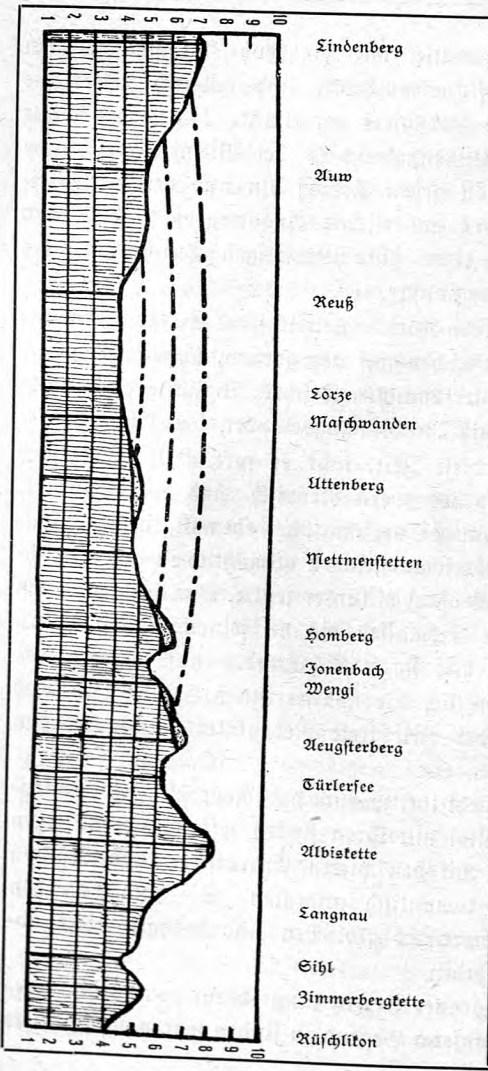
Nun versteht ihr, warum das Keppisch-, das Zonen- und das Sihltal mit ihren steilen, oft schluchtenartigen Berghängen, mit den vielen Erdrutschen und Rutschen uns so wild-romantisch anmuten. Sie sind von den Gletschern unberührt geblieben und deshalb nicht abgeschliffen worden.

Noch in grauer Urzeit, lange bevor menschliche Siedelungen in unserer Gegend zu finden waren, verschüttete

# Querschnitt

Längemaßstab 1 : 150,000

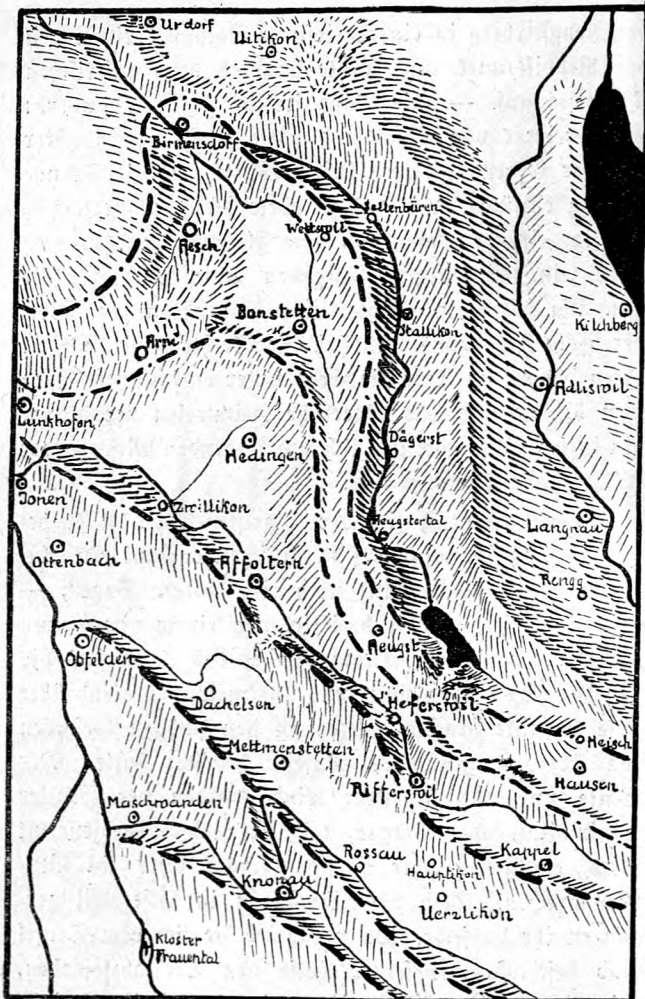
Höhenmaßstab 1 : 30,000





der Neugstlerberg in einem riesigen Bergsturz einen Teil des Reppischtales und staute dadurch den malerischen Türlensee auf. — Die Sage freilich berichtet anders: Ein Freiherr von Eschenbach hätte eine Bauerntochter aus der Gegend gegen ihren Willen auf die Schnabelburg entführt. Als das empörte Mädchen vernahm, daß ihr eigener Vater von dem Anschlag gewußt und dazu seine Einwilligung gegeben hätte, verfluchte sie ihn. Da brach ein fürchterliches Ungewitter los. Von der Höhe des Albiß aus sah die Tochter, wie sich zu ihren Füßen im Tale die Erde unter entsetzlichem Krachen öffnete und das väterliche Heimwesen verschlang. An dessen Stelle breitete sich am folgenden Morgen der stille, schöne Türlensee aus.

Hier unterbrach sich der Sigristen-Karl, da er bemerkte, daß der aufmerksam lauschende Paul ein Anliegen hatte. „Ich kenne noch eine andere Sage“, — erzählte dieser — „die berichtet von einem ungeheuren Sturm, der einst die tiefen Wasser des Türlensees bis auf den Grund aufwühlte und unermessliches Elend über eine Familie brachte, welche an den schönen Gestaden ein überaus glückliches Dasein gefristet hatte. Der Gatte und das blühende Kind wurden der Mutter Chrimhilde, oder Berena, wie sie auch etwa genannt wird, entrissen. Ihre einzige Freude blieb ein Blumengärtchen. Doch böse Nachbarn in Heferswil zerstörten ihr dasselbe. Da verschrieb sie sich dem Teufel und beschloß, mit seiner Hilfe den See abzugraben, seine Fluten über Heferswil zu leiten und so ihre Feinde zu vernichten. In wilder Hast grub sie einen tiefen



Rückzugsetappen des Reußgletschers.  
 Maßstab 1 : 150,000.

Graben, der heute noch Chrimhiltegraben oder Hegen-graben genannt wird, und schwur, sie werde ihr Werk ausführen, Gott zuliebe oder zuleide. Da erhob sich ein mächtiger Sturm, erfaßte die Unglückliche und entführte sie auf den Glärnisch, woselbst sie zu Eis erstarrte“.

Ein ungläubiges Lächeln zeigte sich auf den Lippen Aennchens, doch ihr Großvater meinte mit ernster Miene, daß in allen diesen Sagen ein wahrer Kern sei, der auf bedeutende Naturereignisse urältester Zeiten hinweise, daß sich also Wissenschaft und Sage sehr wohl die Hand reichen dürften, um das Dunkel der Vergangenheit aufzuhellen.

Darauf fuhr er fort, die Gestaltung des Rnonauer-Amtes zu erklären:

Die rechte Seitenzunge des Reußgletschers zog sich immer mehr zurück und bildete beim nächsten längern Aufenthalt die Wasserscheide zwischen dem Reuß- und dem Vimmattal beim Isliberg, da wo die Eisenbahn in einem tiefen Einschnitt unter der Zürcherstraße durchführt. Jenseits fließen die Sammelwasser des Bonstetter-Riedes der Reppisch und damit der Vimmat zu, diesseits vereinigen sie sich gegen Hedingen mit dem Zonenbach und später mit der Reuß. — Auch die weiteren Rückzugsetappen des Gletschers haben sichtbare Spuren zurückgelassen, so im Grüt, im Großholz und am Homberg zu Mettmensstetten, ferner am Isenberg zwischen Ottenbach und Zwillikon und in dem Hügelgelände zwischen Obfelden, Maschwanden und Mettmensstetten. Der letzte große Moränenwall bei Rnonau

und Steinhausen, der im Zürichseetal die Halbinjel Gurden zum Zeitgenossen hat, trug schließlich zur Bildung des Zugersees bei.

Doch nicht nur in End- und Seitenmoränen mit ihren unererschöpflichen Kieslagern und Findlingen zeigt sich die Wirksamkeit des Keußgletschers. Er bildete außerdem auf seinem Grunde eine lehmige Masse, die Grundmoräne, die wegen ihrer geringen Wasserdurchlässigkeit vielorts zur Entstehung von Moor- und Streueriedern führte. Solche kommen, wie Euch bekannt ist, in besonders großer Ausdehnung oberhalb Rifferswil vor. Diese Gegend ist infolgedessen so unfruchtbar, daß sie früher sehr gering gewertet war. Die Sage erzählt, daß einst ein Ritter von der Schnabelburg einem Knechte eine Belohnung aussetzte und ihn zwischen einem Helm und dem Rifferswiler-Moos wählen ließ, daß aber der Helm vorgezogen worden sei.

So muß ich, wenn ich das Knonauer-Amt durchstreife, auf Schritt und Tritt das Werk des einstigen äußersten rechten Flügels des Keußgletschers erkennen, der ihm sein heutiges Landschaftsbild aufgeprägt hat. Die vielen waldigen Höhenzüge mit ihrem Quellenreichtum, die saftigen Wiesengründe, die ausgedehnten Torfmoore, die oft sonderbar geschlungenen Bachläufe zwischen Albis und Keuß, sie alle tragen den Stempel der letzten großen Eiszeit.

## 2. Abend.

Eine Woche war seit diesem ersten Plauderabend vergangen, als unsere wißbegierigen Freunde sich wieder beim Sigristen-Karl einstellten, um die Fortsetzung seiner Geschichte zu vernehmen. Damit mußte man sich freilich noch ein Viertelstündchen gedulden, denn der sonst so stille Ernst bestürmte den Alten mit Fragen über Gletscherschliffe, die er in einer Kiezgrube gefunden, über Findlinge, Versteinerungen und anderes mehr, daß den Mädchen darob bald der Geduldfaden auszugehen drohte. Doch Karl fand diese Wißbegierde durchaus begreiflich. Es gibt nichts Schöneres, erklärte er, als wenn Feld und Wald sich für unser sehendes Auge zu beleben beginnen, wenn man allüberall die mächtigen Naturkräfte erkennt, welche die Vorbedingungen für die menschliche Kultur geschaffen haben. — Doch heute, fuhr er weiter, will ich auch diejenigen zu befriedigen suchen, die nicht nur über das Walten der Natur, sondern auch über die Schicksale der Menschen etwas vernehmen möchten; — und so begann er denn seine Schilderung:

### Von den ersten Ansiedelungen im Anonauer-Amt.

Jahrtausende mag die Berggletscherung der Schweiz angedauert haben. In dem Maße aber, als sich unter dem Einfluß eines milderer Klimas die Eisströme zurückzogen, drangen auch Pflanzenwuchs und Tier-

welt in die öden Stein- und Felswüsten vor. Die Schutt- und Geröllhalden überzogen sich mit fruchtbarem Erdreich, und nach und nach bedeckten sich Berg und Thal mit einem dichten nordischen Urwald, der unzähligen wilden Thieren Unterschlupf gewährte: Wölfe, Bären, Edelhirschen, Gemsen, Murmeltieren, Rentieren u. s. w., sowie auch einigen seltsamen, nun ausgestorbenen Tierarten, die nur noch in Knochenüberresten erhalten blieben, so dem Mammut, einem zottigen Elephanten-Ungeheuer.

Gleichzeitig mit den Thieren siedelten sich auch Menschen in den Waldwildnissen unserer Heimat an, nicht in Dörfern und Städten, sondern vereinzelt, weit zerstreut, ohne jeglichen Zusammenhang untereinander. In Höhlen suchten sie Schutz gegen Witterung und Raubtiere. Ihre Waffen waren aus Stein und Knochen, ihre Kleidungen aus rohen Tierfellen. Jagd- und Fischfang waren ihre einzige Beschäftigung, von Ackerbau und Viehzucht wußten sie noch nichts. Zahlreiche Funde: Feuersteinsplitter, Steingeräthschaften, Knochenüberreste, Gräber u. s. w. zeugen von ihrem Dasein.

Unser Bezirk mag dazumal wegen seiner Abgeschiedenheit noch äußerst spärlich bevölkert gewesen sein, doch beweisen Funde, die man beim Gerichtshaus Affoltern und oberhalb Ober-Rifferswil, nördlich der Straße nach Hausen gemacht hat, daß hier schon in der Steinzeit Menschen wohnten.

Diese ersten Ansiedler, die wohl anfänglich kaum das Feuer kannten, haben im Laufe der Jahrtausende ihr Los allmählich verbessert. Sie erstellten, wo dies mög-

lich war, zum Schutze gegen wilde Tiere und feindliche Volksstämme Pfahlbauten und bildeten oft ganze Dorfschaften, die zu einander in Handelsbeziehungen traten, denn die Gewässer lieferten nicht nur reichliche Fischenahrung, sie bildeten auch vorzügliche Verkehrswege. Im Rnonauer-Amt freilich bot nur der Türlerssee Möglichkeit zur Gründung von Pfahlbauten, und es wurden dort im Jahre 1911 auch Spuren von solchen entdeckt. Im Handel mit ihren Nachbarn wurden diese Ureinwohner mit der Bronze, einer Legierung aus Kupfer und Zinn, und später mit dem Eisen bekannt. Mit des Feuers Hilfe verbesserten sie ihre Waffen und Werkzeuge, rodeten den Wald aus und legten Verkehrswege an. Von dem bloßen Jägerhandwerk gingen sie allmählich zur Viehzucht und zum Ackerbau über; auch die Gewerbe, namentlich Weberei und Töpferei, zeitigten die ersten Anfänge.

Unsere Gegend weist schon aus der Bronzezeit erhebliche Funde auf, so am Türlerssee, im Bonstetterried, auf der Mettmensstetter-Allmend und zwischen Rnonau und der Baaregg. Noch mehr Denkmale aber liefert uns die Eisenzeit. Wir treffen Grabhügel in Affoltern, im Lettenhain Hedingen, im Bühl Rnonau, im Weidholz bei Toußen und am Isenberg bei Ottenbach. Flachgräber aus späterer Zeit wurden entdeckt auf dem Kreuzrain Hedingen, in Dachelsen, Ober-Mettmensstetten, auf dem Homberg, sowie am Haselbach oberhalb Mäschwanden. Waffen, Armringe, Spangen, Silber- und Goldringe, sowie Münzen aus vorrömischer Zeit wurden an solchen Stellen in großer Anzahl ausgegraben. Im



Feldenmoos Hedingen machte man einen bedeutenden Fund von Eisenmasseln,\*) und hart an unserer Bezirksgrenze, in Unter-Dunkhofen, wurde das größte schweizerische Grabhügelfeld aus der älteren Eisenzeit entdeckt. Es zeigt sich daraus, daß unsere Gegend sich allmählich stärker bevölkert hatte, daß in den Niederungen Ansiedelungen bestanden und daß mit andern Landesteilen Handel getrieben wurde.

„Und weiß man nichts Bestimmtes von den damaligen Völkern, von ihren Lebensverhältnissen und von ihren Schicksalen?“ erkundigte sich angelegentlich der aufmerksam lauschende Paul.

Sie selber haben uns nichts anderes überliefert als diese Grabdenkmäler, Werkzeuge, Waffen, Schmuckfachen und Schatzfunde. Doch erhalten wir von anderer Seite genaue Kenntniß von ihrem Dasein. In Italien herrschte zu jener Zeit das mächtige, hoch-kultivierte Volk der Römer, die in unwiderstehlichem Eroberungsdrang ihre Herrschaft nach Westen und Norden über die Alpen auszudehnen suchten. Sie kamen dabei mit den Einwohnern unserer Heimat in Berührung. Die römischen Geschichtsschreiber nennen sie Helvetier und schildern sie als ein wildes, ungeberdiges Volk. Es gehörte der großen Völkerrasse der Kelten an, die damals Gallien (Frankreich) und die britischen Inseln bewohnte.

Durch den Zusammenschluß der verschiedenen Völkerschaften wurden sich die Helvetier ihrer Kraft bewußt, und da sie infolge ihrer Handelsbeziehungen mit dem Süden (Haupthandelsstraße Rhone) dort große

\*) Roheisenstücke.

Reichtümer vermuteten, unternahmen sie unter ihrem Führer Divico einen Raubzug nach Südfrankreich und kehrten heutebeladen wieder in ihre Heimat zurück. Aber die kriegerischen Germanen nördlich des Rheines machten ihnen das Leben sauer. So beschloßen sie, sich endgültig im Süden anzusiedeln, brachen im Jahre 58 v. Chr. auf, verbrannten ihre Heimstätten und zogen mit Weib und Kind gegen den Genfersee. Wer wüßte nicht davon zu erzählen, wie ihnen der berühmte römische Feldherr Julius Cäsar in Frankreich eine schwere Niederlage beibrachte und sie zwang, wieder in ihre Heimat zurückzukehren und die römische Oberhoheit fortan anzuerkennen!

Nun wurde unser Land durch die Römer auf das sorgfältigste kolonisiert. Sie legten Heerstraßen an und erbauten Wachttürme und Festungen zum Schutze gegen die kriegerischen Germanen, die zeitweise verheerend über den Rhein hereinbrachen. Ein solcher Zufluchtsort befand sich auf der Höhe des Uetliberges. Die römischen Ansiedler gründeten blühende, wohlbefestigte Städte mit Kasernen, Palästen, Theatern und Bädern, und selbst auf dem Lande entstanden zahllose Villen, die zumeist von ausgedienten römischen Soldaten bewohnt waren.

Solche Niederlassungen wurden festgestellt im Betbur und in der Ruchweid zu Affoltern, in Zwillikon, im Kreuzrain bei Hedingen, in der Baaregg bei Aonau, in Maschwanden, im Großholz und in Mettmestetten, im Heidenhüsli und im Betbur bei Rifferswil, in der Heidenkirche bei Bettswil, in Bonstetten und bei der Weid Aeugst. Steine aus römischen Rui-

nen auf dem Jsenberg bei Ottenbach wurden 1485 zum Neubau der Kirche in Ottenbach verwendet. Besonders wertvolle Funde machte man in Unter-Lunnern. Ungefähr zehn Minuten von der Reußbrücke entfernt fand man auf einer kleinen Anhöhe beim Gasthause zum „Sirschen“ die Ruinen großer Gebäude, in denen man eine Menge wertvoller Münzen aus der Zeit 31 v. Chr. bis 306 n. Chr. entdeckte. Daneben fand man feine Schmucksachen, Halsketten, Haarpfeile, Ohrgehänge, Sandalenschnallen in wunderschön getriebener Arbeit, teilweise in Gold; kunstvolle Tongeschirre, die auf das Bestehen einer Töpferwerkstätte hinweisen, Waffen, menschliche Skelette, ein heidnisches Gözenbild und Spuren christlicher Glaubensübungen, ein Zeichen, daß noch unter der Römerherrschaft, um 300—400 n. Chr., das Christentum auch in unserm Bezirke Fuß gefaßt hatte. In Unter-Lunnern muß ohne Zweifel eine größere römische Niederlassung bestanden haben, lag es doch an einer Römerstraße, die von Windonissa her der Reuß und Lörze entlang über Bremgarten, Lunkhofen, Zonen, Maschwanden und Baaregg-Rnonau nach Sihlbrugg führte. Aus Ziegelinschriften ist zu schließen, daß daselbst Teile der 90. römischen Legion einquartiert waren. Wir können demnach mit Sicherheit annehmen, daß von hier aus das ganze Rnonauer-Amt bis zum Albis hinauf kolonisiert und wirtschaftlich beherrscht wurde.

### 3. Abend.

#### Wie unsere Vorfäter ins Land kamen.

Was ich euch das letzte Mal erzählt habe, erklärte der Sigriften-Karl bei Beginn der nächsten Zusammenkunft, bezieht sich nicht auf unsere Urahnen, sondern auf die uns fremden Völkerschaften der Kelten und Römer, die später größtenteils untergegangen sind.

Während etwa 200 Jahren genoß unser Land unter römischer Herrschaft eine blühende Friedenszeit. Da begann die Völkerwanderung. Von Rußland, Oesterreich, Deutschland, Frankreich her drangen die wilden Germanenstämme in die römischen Landschaften ein. Unter ihren wuchtigen Schlägen fing das Riesenreich an, sich aufzulösen, es vermochte den fortwährenden Angriffen nicht mehr zu widerstehen.

Nun war Helvetien zwei Jahrhunderte lang das Opfer unzähliger Ueberfälle durch die kriegerischen Alemannen; das Land entvölkerte sich allmählich und verödete, und im Jahre 455 wurde es endgültig von den Germanen besetzt.

Während die Kelten und Römer sich meistens in Dörfern und Städten zusammengeschlossen hatten, zogen die Alemannen die freie Ansiedelung auf Höfen und Weilern vor und bevölkerten deshalb insbesondere auch die abgelegenen Kantonsteile. Aus der keltischen Zeit sind uns im Kanton Zürich bekannt 2 Städte und ungefähr 100 Ortschaften, aus der alemannischen ca. 3000 Höfe, 100 Weiler und 20 Dörfer. — Die Reste

der zurückgebliebenen Bevölkerung verschmolzen nach und nach mit den Eroberern, deren Sprache, Sitten und Gebräuche sie annahmen. Die frühern besetzten Städte zerfielen, Handel und Gewerbe gingen ein, und Jagd, Ackerbau und Viehzucht kamen wieder zu Ehren. Die prächtigen Römerstraßen, die künstlerischen Bauwerke, Tempel, Theater, Bäder, Willen u. s. w. wurden von Gestrüpp und Wald überwuchert und die ganze südländische Kultur hinweggesetzt. Und mit ihr verschwanden auch wieder die ersten Spuren des Christentums; auf freien Anhöhen, unter breitästigen heiligen Eichen opferten die Alemannen ihren heidnischen Göttern.

Diese germanischen Eindringlinge sind unsere Vorfäter; sie bilden auch heute noch den Hauptbestandteil der deutschschweizerischen Bevölkerung. In unzähligen Ortsnamen werden uns ihre Siedelungen überliefert. Wollt ihr, daß ich euch deren Herkunft und Entstehung erkläre, soweit sie unsern Bezirk betreffen? — Alle gaben Zeichen freudiger Zustimmung, denn jedermann wußte, daß der Sigristen-Karl vielerlei wissenschaftliche Bücher studiert hatte und gar manchen interessanten Aufschluß über die Geheimnisse der Vergangenheit geben konnte.

Am leichtesten verständlich — begann er — sind wohl die Namen, die einst aus Zusammensetzungen jetzt noch gebräuchlicher Wörter entstanden sind, wie Roßau, Schonau. „Au“ will heißen: Wiesenfläche am Wasser; also Roßau: Au der Rosse, Schonau: schöne Au. — „Und Anonau?“ platzte die sonst so stille Martha

hinein. Doch der Alte verargte es ihr nicht, denn er wußte wohl, daß die Fragerin aus Anonau gebürtig war und dort ihre Kindheit verlebte hatte. — Ja, das ist nun eine heikle Sache — versetzte er —, wahrscheinlich mag dort einst ein „Chnowno“ gelebt haben, woraus „Au des Chnowno“ entstanden ist. Solche Zusammensetzungen mit Personennamen sind unzählige vorhanden, ich erinnere nur an Ottenbach: Bach des Otto. Die Bezeichnung „Bach“ findet sich übrigens auch in Weizenbach: der weiße Bach, Fehrenbach: ursprünglich Forellenbach, und Rickenbach: von „rik“, das heißt dem eingeschlossenen Bache. — In gleicher Weise lassen sich die Wörter mit „Berg“ erklären. In Stallikon heißt ein Hof Engelberg: Berg der Engel, nach welchem später das berühmte Kloster Engelberg benannt worden ist. Bekannter sind die Namen Uetliberg: Berg des „Uotilo“ und Uttenberg: Berg des „Uto“. — Ein flacher Hügel wurde genannt „Bühl“; daher kommt Stigenbühl bei Uttenberg-Anonau, d. h. der Steig am Hügel. An Stelle von Berg oder Anhöhe treffen wir auch die Bezeichnung „Gibel“ (bei Ottenbach), Wilgibel (bei Affoltern): Anhöhe beim Weiler, und Gubel (bei Neugst).

Häufiger sind die Zusammensetzungen mit „Hof“: Buzenhof (Affoltern): Hof des „Buzo“, Hasliackerhof (Affoltern): Hof am Haselstaudenacker, Schweifhof (Hausen): Viehhof, Steinhof (Ottenbach): Hof beim Steinbruch, Kehlhof, auch Kellerhof: Hof des Klosterverwalters, Leematthof (Kappel): Hof an der Matte auf dem Hügel. Im letzten Namen ist auch die Be-

zeichnung „Matte“, d. h. Wiese enthalten, die wir in andern Zusammensetzungen wiederfinden, wie Ismatt (Hedingen): Matte des „Iso“, Riedmatt (Hausen): Spreuwiese, Roßmätteli (Hedingen): Pferdewiese, Loo-matt (Zwillikon): Waldwiese. „Loo“, d. h. Wald, ist erhalten im Loo bei Zwillikon. Daß der Wald eine große Rolle spielt, ersehen wir aus Namen wie Großholz (Mettmenstetten), Buch (bei Anonau), Buchenegg (Stallikon): Bergvorsprung mit Buchen. Verwandt damit ist die Baaregg (Anonau): d. h. Ecke gegen Baar hin. Nennen wir noch den Buchstock (Mettmenstetten): abgeholzter Buchenwald. Ähnliche Bedeutung hat die Stockweid (Dachelsen).

Den Ausdruck „Weide“ finden wir auch in Lettentweid (Hedingen): Weide im Lehmboden, Vollenweid (Hausen): Weide des Volchino. — „Könnte das nicht auch heißen: Weide der Fohlen oder Füllen?“ warf Max ein, dem die Landwirtschaft am Herzen lag. — Eine solche Erklärung läge nahe, wenn nicht das Wort Fohlen norddeutscher Abstammung wäre, erwiderte der Erzähler. — Ihr seht daraus, daß die Herleitung der Namen nicht immer leicht ist, da die alten Ausdrücke oft stark verändert oder ganz verschwunden sind. Verständlich sind uns noch Bezeichnungen wie Rüteli und Grüt, beide bei Mettmenstetten, in denen das Wort „reuten“, d. h. ausroden enthalten ist. Ferner dagegen liegt uns der Sinn von Maschwanden: d. h. Schwende des „Mano“; „Schwendi“ nannte man durch Feuer urbar gemachtes Land; — oder Zuch (Ottenbach) und Gjuch (Mettmenstetten), was so viel heißen will



wie Bergsattel. — Das Frohmoos bei Hedingen will nicht etwa heißen: frohes Moos, sondern Frauenmoos = Fronmoos, d. h. das der Kirche verpflichtete Moos. In Türlen liegt das Wort Türe, Tor, d. h. Schlucht, und in Wangen (Bonstetten) die Bezeichnung „Wanne“. Gleichen Ursprungs sind Wengi und Hirzwangen (Hausen): Hang der Hirsche.

Bewundert über den fast unerschöpflich scheinenden Reichtum an teils beinahe unbekanntem Flurnamen bemerkte Aennchen etwas ungeduldig: „Und die Hauptsache, unsere Dorfnamen?“ — Nur Geduld, Kleine, meinte schmunzelnd der Alte, die habe ich auf den Schluß verspart. Nehmen wir gleich alle voraus, die auf -ikon endigen. Dieses -ikon hieß ursprünglich -inghofen, oder bei den Höfen. Also Hauptikon: Höfe der Nachkommen des „Haupt“, Landikon: — des „Landheri“, Gamlikon: — des „Gamalo“, Medikon: — des „Mado“, Uerzikon: — des „Urzilo“, Stallikon: — des „Stallo“, Zwillikon — der Zwillinge, das verschollene Borjikon bei Neugst: des „Borso“. Dachelsen hieß einst Tachilishofen, d. h. Höfe des Nachkommen des „Tachilo“, und Hedingen: Nachkommen des „Hadu“.

Die Bezeichnungen „Haus“ und „Heim“ finden wir in Hausen, Heisch (heimisch); Toußen: Tunnheim, Heim des „Tunni“; Wolsen: Heim des „Wolo“, Wolsen (Stallikon und Neugst): Heim des „Wolf“. — Zahlreich sind auch die Bildungen mit „Weiler“. Bickwil: Weiler des „Piccho“, Ebertswil: Weiler des „Eidhart“ oder „Eberhard“, Rifferswil: Weiler des „Reinfried“, Heferswil: Weiler des „Herfried“, kommt aber

vielleicht auch vom alten Wort „hejeren“ (Hügel), also „Weiler am Hügel“, Wettswil: Weiler des „Wettin“.

bleiben uns noch Mettmensjetten, das wir als Stätte der Mitte, d. h. in der Mitte eines ausgedehnten Kirchensprengels oder in der Mitte zwischen Zürich und Luzern betrachten können, und Bonstetten: Baumstätten. Daß übrigens Obstbäume oft zur Namensbildung beitrugen, ergibt sich aus dem Namen Birnensdorf: Birnbaumdorf, und Affoltern, das aus dem keltischen „aphaltra“: das heißt Apfelbaum entstanden sein soll.

Und damit sind wir, glaube ich, zu Ende mit unserm heutigen Thema, schloß der Sigristen-Karl, und ich sehe wohl, daß ihr euch dabei recht ordentlich gelangweilt habt, denn Max kann das Gähnen kaum mehr verbeißen, und die blonde Frieda hat ihr Strickzeug schon lange beiseite gelegt, um sich auf den Beginn des gemütlichen Teiles vorzubereiten.

Doch der Alte hatte die Aufnahmefähigkeit seiner Zuhörer zu gering eingeschätzt, denn sie ließen ihn nicht so schnell in Ruhe, sondern verlangten noch mancherlei Aufschluß über diese und jene Namen, wie sie ihnen gerade am Herzen lagen. Frieda wagte sich mit der Frage hervor: was wohl der Name Neugst für eine Abstammung haben möchte. Sie war dort schon oft bei ihrem Paten in den Ferien gewesen und schwärmte förmlich für das prächtig gelegene Dorf, das stolz wie ein Königsitz weit ins Land hinunter grüßt. Diesmal aber kam die Kleine nicht auf ihre Rechnung. Neugst — bemerkte der Sigristen-Karl — leitet seinen Namen

ab von dem altdeutschen Worte „ousta“, was so viel heißen will wie Schaffstall. Nun platzte die übermütige Trudi mit einem fröhlichen Lachen heraus, in das allsogleich die ganze Gesellschaft einstimmte, als sie des enttäuschten Schmollmündchens der Fragerin ansichtig ward. — „Und Kappel haben wir auch vergessen“, rief Menichen munter, „und Eigi“, ergänzte Max, der von dort zu Hause war. — „Nichts leichter als diese beiden Namen“, prahlte Paul, „Kappel rührt doch wohl von der Kapelle her, die einst an der Stelle des Klosters stand, und Eigi wird heißen „eigen, Eigenhof“. — Gut geraten, lobte der Sigristen-Karl. Nun will ich euch aber doch noch einige Rätsel aufgeben, die ihr kaum so leicht werdet lösen können. Woher kommt der Name Sellenbüren? — Alle mutmaßten, doch ohne das Richtige zu treffen. Das Wort hat weder mit Selleri noch mit Birne etwas zu tun, erklärte der Alte belustigt; „bur“ ist eine veraltete Form von Haus, so daß wir deuten können: bei den Häusern des „Salz“. Gleicher Abstammung ist der Name Bethbur, den wir in Affoltern, Kifferswil und Lunnen antreffen. Er heißt Bethhaus und erinnert wohl an die altgermanischen Opferstätten. An das nur langsam verschwindende Heidentum knüpfen sich Namen wie Wildental, in der Nähe des „Sternen“ Mettmensätten, wohin sich vielleicht die letzten Anhänger des alten Glaubens zurückgezogen hatten, Heidenhüsli (Kifferswil), Heidenchuchi (Anonau), Heidenmauer (Affoltern) u. a. m. Von dem aufkommenden Christentum dagegen zeugt der Bruderrain am Homberg, der uns die

Einjiedlerzellen glaubenseifriger Ordensbrüder in Erinnerung ruft.

„Du hast uns vorhin die Ortschaft Lunnern genannt; weiß man, woher dieser Namen kommt?“ — wandte sich Nennchen fragend an ihren Großvater. Die Gelehrten streiten sich über dessen Herkunft — erwiderte dieser. — Am wahrscheinlichsten erscheint mir die Annahme, daß er auf das alte Wort „lunda“, d. h. Tonerde, zurückgehe. Ihr werdet übrigens noch viele Ortsbezeichnungen finden, die sehr schwer zu erklären sind. Da haben wir z. B. Dägerst, welches aus „tegaris-aha“, d. h. Bach des „Tegari“ entstanden sein soll. Oder denken wir an Berg- und Flußnamen; dann müssen wir schon teilweise in die keltische und römische Zeit zurückkehren. Lorze wird zerlegt in „lorz-aha“, Keppisch mag dem römischen „rabisa“ oder bündnerischen Rabiusa entsprechen, und der Name Abis soll schon in der keltischen Sprache bedeutet haben: Berg.

In den meisten dieser schwierigeren Herleitungen sind wir auf die Theorien der Sprach- und Geschichtsforscher angewiesen. Das Wertvolle dabei aber ist, daß wir erkennen können, wie die Generationen vieler Jahrhunderte unserer Heimat die Namen aufgeprägt haben, die uns heute so lieb und vertraut sind.

#### 4. Abend.

Die nächste Zusammenkunft unserer Freunde fiel auf den „Nachberchtelstag“, da man einen Abend wegen der Weihnachtsfeiertage hatte ausfallen lassen. Das war den jungen Leuten recht, denn man wollte sich diese günstige Gelegenheit zum Fröhlichsein nicht entgehen lassen und hatte im geheimen schon allerlei Schabernack vorbereitet. Auch der Sigristen-Karl schien ein Einsehen haben zu wollen, wenigstens versprach er, daß er sich dieses Mal größter Kürze befleißigen werde, schon um der verlockenden Küsse willen, die er für den gemüthlichen Teil in Bereitschaft gestellt. Darum begann er denn allsogleich mit seiner Schilderung:

#### Wie sich das Amt in Grundherrschaften auflöste.

Ihr könnt euch wohl denken, daß — verglichen mit heute — in den altgermanischen Zeiten unsere Gegend immer noch spärlich bevölkert war. Weit zerstreut lebten die Alemannen auf ihren einsamen Gehöften. Ihre Güter waren oft ziemlich groß, bis zu 100 und 120 Zucharten, und wurden nach dem System der Dreifelderwirtschaft bebaut, indem von drei Aekern abwechselnd der eine mit Winterfrucht und der andere mit Sommerfrucht bepflanzt wurde, während der dritte brach lag. Die Viehzucht spielte lange nicht die große Rolle wie heute und gab bedeutend weniger Arbeit, da über den Sommer das Vieh auf die Allmenden getrieben wurde. Der Rebbau kam erst mit dem 10. bis 12. Jahrhundert allmählich auf.

Jeder Bauer war sein eigener Handwerker; er stellte alle Gebrauchsgegenstände selber her, denn es gab noch keine Märkte, keine Städte, wo man hätte kaufen und verkaufen können. Der Geldumlauf war infolge dieser Naturalwirtschaft sehr gering: der Handel bestand fast nur in Tauschverkehr.

Neben den freien Bauern, die größere Heimwesen besaßen, gab es noch Mittelfreie auf kleineren Grundstücken (20—40 Jucharten), welche man „Huben“, ihre Besitzer Huber nannte. Und schließlich lebten auf jedem Hofe noch eine Anzahl Unfreie, Knechte, die völlig rechtlos waren. Die Freien hingegen besaßen nach altgermanischem Brauche Recht und Pflicht, an den öffentlichen Gerichtsverhandlungen teilzunehmen. Diese wurden für unsere Gegend auf der Weidhube Rifferswil abgehalten, wo von Zeit zu Zeit über verübte Verbrechen Recht gesprochen, Händel geschlichtet und Bußen verhängt wurden.

Die freien alemannischen Bauern anerkannten über sich ursprünglich nur die Gewalt ihres Herzogs. Dies änderte sich, als sie ums Jahr 500 durch den König des mächtigen Germanenstammes der Franken unterworfen und dann zum Christentum bekehrt wurden. In diesem mächtig emporstrebenden Reiche war Alemannien nur noch ein untergeordneter Bestandteil, der bedeutend von seiner einstigen Selbstherrlichkeit eingebüßt hatte, und unter Karl dem Großen, ums Jahr 800, sank es vollends zu einer Provinz der fränkischen Macht herunter.

Zur Beherrschung seines riesigen Landes schuf Karl der Große eine mustergültige Verwaltung. Die allgemeine Kriegs-Dienstpflicht sämtlicher Freien wurde zur Unmöglichkeit. Die weniger Begüterten wurden davon enthoben, wogegen die Reichern, die Adelligen, zu besonderem Waffendienste herangezogen und ihrem ursprünglichen Bauernberufe entfremdet wurden. Dafür mußten sie vom Kaiser entschädigt werden. Den Einflußreichsten und Bevorzugtesten unter ihnen verlieh er königliche Rechte über bestimmte Landstriche, das heißt, sie mußten als Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit an Stelle des Königs über die schweren Vergehen Recht sprechen, die oberste militärische Gewalt ausüben und die Gesetze durchführen. Man nannte diese Vollzieher der königlichen Herrschaftsrechte Gau- grafen, die ihnen unterstellten Verwaltungsbezirke Gaue.

Das Knonauer-Amt gehörte zum Zürichgau. Dieser stand ums Jahr 1000 unter den Grafen von Nellenburg, die in der Nähe von Schaffhausen ihren Stammsitz hatten. Im Jahre 1077 ging die Oberhoheit über den Zürichgau an die Grafen von Lenzburg über, und nach deren Aussterben, im Jahre 1173, kam das Amt unter die gaugräfliche Gewalt der Grafen von Habsburg.

Doch nicht allen Adelligen konnte die hohe Gunst eines Gaugrafen zuteil werden, denn groß war die Zahl der kaiserlichen Gefolgschaft und mächtig sein gut ausgerüstetes Heer. Aus sämtlichen Gauen des Reiches strömten die Vornehmen dem Kaiser zu, um Ehre, Ruhm und Macht zu erlangen. Die Belohnung für



ihre Dienste bestand in der Verleihung von Land und Leuten, natürlich auf Kosten der ärmeren Bauern, die mit der Zeit größtenteils zu Pächtern und Knechten herunter sanken. Zur Bestreitung ihres kostspieligen Haushaltes bezogen diese Freiherren hohe Grundzinse, verhängten Bußen und übten fast unumschränkte Gewalt über ihre Untertanen aus; nur die hohe Gerichtsbarkeit verblieb bei den Gaugrafen, die an Bedeutung jedoch mehr und mehr einbüßten.

Die vom Kaiser verliehenen Grundbesitze sollten ursprünglich nur vorübergehende Lehen sein. Gar bald aber verstanden es deren Inhaber, für sich und ihre Nachkommen bleibend in den Besitz solcher Herrschaften zu gelangen. So geschah es, daß allmählich überall aus dem freien Bauerntum ein neuer Stand, die Ritterschaft hervorkam, deren Handwerk Krieg, Jagd und Waffenspiel war, und die sich als Adel streng vom gemeinen Volke schied.

Neben den Rittern spielten die Gotteshäuser bei der Aufteilung des Landes eine große Rolle. Seitdem ums Jahr 610 die irischen Glaubensboten in unser Land gekommen und unter Lebensgefahr den Kampf gegen das Heidentum aufgenommen, hatte der christliche Glaube gewaltige Fortschritte gemacht. Aus den armseligen Einsiedlerzellen waren Klöster erwachsen, die in den trüben Kriegesläufen des Mittelalters zum wahren Segen wurden, indem sie einen Zufluchtsort für kulturelle Bestrebungen bildeten und zunehmenden Einfluß auf die rohe und ungebildete Bevölkerung gewannen. Als Karl der Große das fränkische Reich zu

neuer Macht erhob, begann auch die Blütezeit der kirchlichen Stiftungen, die durch königliche Vergabungen bald großes Ansehen gewannen.

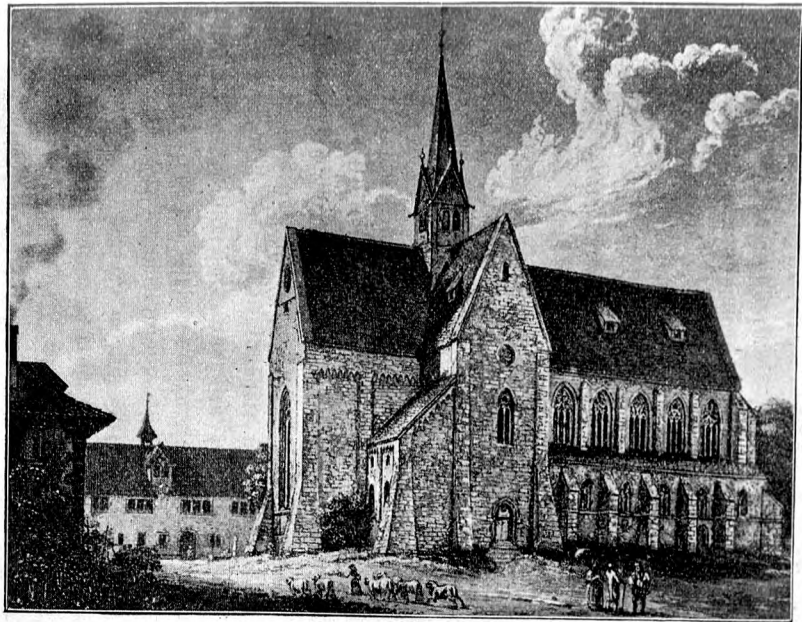
Und gleich den Königen taten sich unzählige andere weltliche Herren, die auf ihr Seelenheil bedacht waren, durch Klostergründungen und reiche Landschenkungen an die Gotteshäuser hervor, so daß diese schließlich an Macht dem Adel kaum mehr nachstanden. Dabei ist zu beachten, daß die Klöster die Herrschaftsrechte über ihre Besitzungen nicht selber ausübten, sondern an weltliche Große, an die sogenannten Kastvögte verliehen, die in ihrem Auftrage die Gerichtsbarkeit ausübten und die Verwaltung organisierten. Zur Einforderung der Abgaben und zur Ueberwachung der Untertanen ernannten sie besondere Beamte, die Meier oder Keller, deren Heimwesen Meier- oder Kehlhof geheißen wurden.

Und nun will ich versuchen, euch, so gut es mir möglich ist, ein Bild von den damaligen verworrenen Herrschaftsverhältnissen im Aonauer-Amt zu entwerfen.

Beginnen wir gleich mit den mächtigsten Grundherren unseres Bezirkes, mit den Freien von Eschenbach. Sie stammten aus der Gegend von Hochdorf im Kanton Luzern, erbauten die feste Schnabelburg auf dem Albis, gründeten Burg und Städtchen Maschwanden, wo selbst jetzt noch Ruinenüberreste und der Namen „Stad“



Wappen der Freiherren  
v. Eschenbach.



Kloster Kappel.

Stich von F. Hegi 1845.

(Stadt) an ihre schicksalschwere Vergangenheit erinnern, und besaßen ausgedehnte Güter in den Gemeinden Horgen, Langnau, Hausen, Heisch und Maschwanden. Im Jahre 1185 gründeten drei Brüder des Hauses Eschenbach das Kloster Kappel. Die Sage meldet hierüber, daß an jener Stelle früher eine einfache Holzkapelle des h. Markus gestanden, in deren Nähe sich in einer Höhle einige Einsiedler aufgehalten hätten. Als die Freiherren von Eschenbach dies vernahmen und des Nachts von der Schnabelburg aus öfter Licht in jener Gegend wahrnahmen, beschloßen sie, an diesem Orte eine Kirche zu erbauen, die später zu einem Kloster erweitert wurde. Nach der alten Markuskapelle nannte man es Kappel. Dieses Stift, das dem Zisterzienser-Orden gewidmet war, erhielt im Oberamt, am Zürichsee, im Zuger-, Luzerner- und Nargaugergebiet reiche Schenkungen und galt als eines der ersten und schönsten gotischen Baudenkmäler der Schweiz. Prachtige Wandmalereien, ein wunderbarer Hochaltar, zierliche Chorstühle und farbenschimmernde Glasmalereien, sowie etwa 1000 Herren-Schilde und -Helme von Gründern und Gönnern schmückten die hohe, schlanke Klosterkirche, die leider durch Krieg, Brand, Reformation und Umbauten ihrer einstigen Zierde wieder fast völlig beraubt wurde.

Lautlos hatten unsere jungen Freunde den lehrreichen Ausführungen des Sigristen-Karl gelauscht. Nun aber entspann sich ein lebhaftes Fragen und Berichten über den geschichtlich-denkwürdigen Ort, den alle aus eigener Anschauung kannten. Paul interessierte sich für

die seltsamen Wappenschilder. — Das Kloster beherbergte lange Zeit die Grabstätten vieler vornehmer Herrengeschlechter, die in unserer Gegend wohnten, und zu seinen Freunden und Gönnern zählten, so die Edlen von Hünenberg, von Gießler, von Baldegg u. a., — ward ihm zur Antwort. Und Trudi erkundigte sich angelegentlich nach den Glasmalereien, von denen nach ihrer Ansicht eine recht spärliche Anzahl vorhanden sei. — Leider sind uns nur sechs der wunderbaren Fenster erhalten geblieben, erwiderte der Alte, früher soll die Kirche deren 34 und der Kreuzgang zudem noch 35 bemalte Doppelfenster aufgewiesen haben, die während des alten Zürichkrieges, während der Kappelerkriege, der Reformation u. s. w. größtenteils vernichtet worden sind. — „Wie schade!“ — rief Menchen aus, — „da müssen wohl fürchterliche Ereignisse über das Kloster hinweggegangen sein, um es derart zu verwüsten“. — Allerdings, bestätigte der Alte, und auch das Gründergeschlecht der Eschenbacher hat später, nachdem es noch über hundert Jahre lang fast unumschränkt über einen großen Teil des Anonauer-Amtes regiert und 1232 im Verein mit den Rittern von Hünenberg auch das Kloster Frauental gestiftet, im Jahre 1309 ein grauenvolles Ende genommen.

Doch davon später. Laßt uns nun zu den andern Adelsgeschlechtern zurückkehren, die in unserm Bezirke Macht und Ansehen besaßen. Da müssen wir in erster Linie der reichen Freiherren von Sellenbüren gedenken, die von ihrer Burg aus, oberhalb Stallikon, über das Reppiſchtal und Wettswil regierten. Auch sie taten sich

durch Klostergründungen hervor. Um's Jahr 950 stifteten sie das Kloster St. Blasien im Schwarzwald, und 1080 das berühmte Kloster Engelberg in Unterwalden, das nach einem Hof in Stallikon so benannt ward. Beide wurden mit ansehnlichen Gütern in Stallikon, Wettswil, Bonstetten, Birmensdorf und Urdorf ausgestattet.

Doch der Stifter von Engelberg, Konrad von Sellenbüren, nahm ein gar schreckliches Ende. Da wo die Straße aus dem Stallikertal die Anhöhe erklimmt, um nach Wettswil hinüberzuführen, soll er von Unbekannten meuchlings überfallen und ermordet worden sein. Das Geschlecht starb aus, seine Güter, sowie die Verwaltung über die klösterlichen Besitzungen am Fuße des Uetliberges gingen später größtenteils an die Herren von Regensberg über. Die Erinnerung an ihren fabelhaften Reichtum aber lebte im Volksmunde fort und wird uns in einer hübschen Sage überliefert. Darnach sollen an einem verborgenen Orte in der Nähe des Dörfchens die gewaltigen Schätze der Edlen aufbewahrt und durch unsichtbare Geister behütet sein. Nur einmal war es einem muntern Knäblein, das eines schönen Sonntag Nachmittags im Forste Beeren suchte, vergönnt, das Geheimnis zu belauschen. Auf einer blu-



Wappen der Freiherren  
von Sellenbüren.

migen Waldwiese bot sich ihm ein liebliches Schauspiel dar. Wunderfame kleine Elfen führten einen zierlichen Reigen auf, während mürrische Zwerge unablässig Säcke voll Gold- und Silbermünzen herbeischleppten und auf dem Rasen ausschütteten, so daß ein wunderbar feines Klingen entstand. Die Elfen gewährten dem Knaben die Bitte, mit dem blinkenden Gelde seine Taschen zu füllen. Dann eilte der Kleine glücklich nach Hause, um seinen Eltern den wertvollen Fund mitzuteilen. Nicht zufrieden damit, suchten diese den geheimnisvollen Ort auf, um noch mehr Schätze einzuheimsen, doch vergebens, kein Menschenauge hat seither den sonderbaren Spuk je wiedergesehen.

„Köstlich!“ rief Martha entzückt aus, „wie viel besser gefällt mir doch diese niedliche Erzählung als die Schauermärchen vom Türlertsee“. — „Geschmacksache“, meinte Max trocken, „es ist und bleibt halt doch immer nur eine Sage“. — „Wie kann man nur so nüchtern sein!“ entgegnete Trudi entrüstet, — doch der Sigristen-Karl besänftigte allsogleich die gegen Max aufgebrachten Mädchen: Ganz recht, Kinder, wehrt euch nur für das schöne Gut der Sagen, in denen sich das poetische und sittliche Empfinden des Volkes wieder spiegelt; doch muß ich euch, so leid es mir tut, in die prosaische Wirklichkeit meiner geschichtlichen Darstellung zurückrufen, denn wir sind mit der Aufzählung der verschiedenen Grundherren unseres Bezirkes noch nicht zu Ende.

Zunächst ist hervorzuheben, daß neben den schon erwähnten Klöstern noch drei weitere in unserem Amt



begütert waren. Das Kloster Pfäfers bei Ragaz besaß namhaften Grundbesitz in Hedingen, verkaufte denselben aber im Jahre 1486 an das Stift St. Leodegar in Luzern. Als zweites besaß das Luzerner Kloster Murbach in Ottenbach-Obfelden und in Dachelsen eine Anzahl Höfe. Die größte geistliche Grundherrschaft unseres Bezirkes aber war Anonau, welches schon im frühen Mittelalter dem Kloster Schänis im Gasterland angehörte.

Wir werden in unserer nächsten Zusammenkunft sehen, daß die Vogteien über alle diese klösterlichen Besitzungen von einem Herrengeschlecht zum andern wanderten, später durch reiche stadtzürcherische Familien erworben wurden und schließlich an die Stadt selbst übergingen. Im 11.—14. Jahrhundert aber verfügte der Adel noch über großes Ansehen in unserm Bezirke. Fast in jeder Gemeinde treffen wir einen oder mehrere Edle mit befestigtem Stammsitz und Familienwappen sowie größerem oder kleinerem Grundeigentum. Die Burg der Freien von Bonstetten lag nordöstlich vom jetzigen Pfarrhause. Einige dieses Geschlechtes waren im 13. und anfangs des 14. Jahrhunderts Landrichter im Aargau und im Thurgau und besaßen einen bedeutenden Namen. Doch wurde ihre Burg zur Zeit der Zürcher-Mordnacht zerstört. Ein Zweig der Familie siedelte sich später in Bern an; der übrige wurde



Wappen der Freien  
von Bonstetten.

im Kampf gegen die aufstrebende Eidgenossenschaft größtenteils aufgerieben. Die Stammburg der Ritter von Hedingen befand sich oberhalb des dortigen Kirchhofes. Zu Affoltern, ebenfalls oberhalb der Kirche, stand der Sitz der Edlen von Affoltern, doch besaßen daselbst noch mehrere andere Rittergeschlechter, wie diejenigen von Eschenbach, von Bonstetten, von Hallwyl und von Seon Grundeigentum. — Die Herren von Mettmenstetten sollen auf der Anhöhe oberhalb des Dorfes gewohnt und später im Verein mit den Rittern von Hünenberg, von Heferswil und von Maschwanden die Kirche erbaut haben. — In Neugift regierten die Edlen von Baldeg, und in Rifferswil residierte ein Adelsgeschlecht auf der „Burghalden“, dessen Abzeichen später Gemeindewappen geworden ist. — Im abgelegenen Herzlikon hausten in der Kiedmatt Dienstleute der Eschenbacher, eine gefürchtete Raubrittersippe, und in Rosbau und Hauptikon besaßen sogar die Grafen von Habsburg einige Höfe.

Die Letztgenannten waren zudem stetsfort im Besitze der hohen Gerichtsbarkeit, das heißt der königlichen Obergewalt im ganzen Bezirke. Ihnen unterstanden insolgedessen auch die freien Bauern, deren Heimwesen noch nicht dem Adel und der Geistlichkeit verfallen waren, die vielmehr auf eigenem Grund und Boden wirtschafteten und bedeutend weniger Steuerlasten zu tragen hatten als ihre unfreien Mitbürger. Solcher freier Bauern gab es in unserm Bezirke ziemlich viele. Sie lebten meist weit zerstreut zwischen Herren und Pächtern, besonders zahlreich aber in Affoltern, Rifferswil,

Unter-Mettmenstetten und Ottenbach-Obfelden. Ihnen verdankt unsere Gegend den historischen Namen Freiamt, das heißt Amt oder Gericht der Freien.

In diese Zeit der Auflösung unseres Landes in herrschaftliche Grundbesitze fällt auch die Entstehung unserer ersten Kirchgemeinden. Anfänglich gehörten die an Zug grenzenden Gebiete den Kirchensprengeln Baar und Cham, die westlichen Bremgarten an. Mit der zunehmenden Bevölkerungsdichte aber ergab sich auch die Notwendigkeit zur Bildung von eigenen Kirchgemeinden. Die geistlichen und adeligen Grundherren erbauten ihren Untertanen einfache hölzerne Kapellen, die nach und nach verbessert und ausgestattet wurden. In Knonau bestand ein Kirchlein schon im Jahre 1045. Für Mettmensstetten und Hedingen sind aus dem Jahre 1116 von solchen Zeugnis vorhanden, für Stallikon 1157, Rifferswil 1179, Affoltern 1213 und Ottenbach 1234. Daß dabei die Kirchgemeinden in der Regel größern Umfang hatten als heute, ist leicht verständlich. So gehörten Maschwanden und Neugst zur Kirche Mettmensstetten, die in Maschwanden eine Filiale besaß. Stallikon hatte eine Filiale in Bonstetten, Lunthofen eine solche in Zwillikon.

So wie die Kirchen von den verschiedensten weltlichen und geistlichen Grundherren errichtet worden waren, so befanden sich auch deren Verwaltungs- und Pfarrsatzrechte in mancherlei Händen. Bald waren es Klöster wie Pfäfers, Schänis, Engelberg u. s. w., hie und da auch einflußreiche Ortsbürger, meistens aber der Bischof von Konstanz, die das kirchliche Leben be-

aufsichtigten, die Zehnten bezogen, die Geistlichen besoldeten und infolge ihres mächtigen Einflusses im bürgerlichen Leben eine Art Staat im Staate bildeten.

„Worin bestand eigentlich der Zehnten?“ erkundigte sich die wißbegierige Martha; „ich habe diesen Ausdruck schon so oft gelesen und gehört und kann mir doch nie einen rechten Begriff davon machen“. — Das ist begreiflich, versetzte der Sigristen-Karl, sind doch die wirtschaftlichen Zustände während des Mittelalters überhaupt sehr schwer zu verstehen. Der Zehnten war eine Steuer, die durch den Kirchenherrn, sei es nun der Bischof, ein Kloster oder ein Adeliger gewesen, sämtlichen Pfarrge nossen auferlegt wurde. Der zehnte Teil des landwirtschaftlichen Einkommens mußte in Naturalien (Vieh, Getreide, Wein, Obst und Gemüse) entrichtet werden und wurde in gleichen Teilen für die Besoldung des Bischofs, des Pfarrers, für Kirchenbauten und für die Armen verwendet.

Und damit — fuhr er nach einer kleinen Pause weiter — bin ich mit meiner heutigen Darstellung zu Ende. Ihr seht daraus, daß das damalige Knonauer-Amt ein außerordentlich buntes Gemisch von weltlichen und geistlichen Grundherrschaften sowie von Eigenbesitzen war, die, oft wirr durcheinander gewürfelt, mit ihren vielgestaltigen, verbrieften Rechten und Satzungen ein unbeschreibliches Chaos bildeten, so daß es sehr schwer fällt, in jene Verhältnisse einen klaren Einblick zu gewinnen.

Doch genug für heute, vergessen wir über der Vergangenheit nicht die lebensprühende Gegenwart! —

Darum los mit dem Fröhlichsein! Mennechen, bring' uns Rüsse und Trank, und ihr, holdselige Musikantinnen, lasset eure Weisen erklingen! —

Damit erhob sich der Alte, eifriges Geplauder begann, und im Nu hatten die jungen Leutchen Klöster und Ritter vergessen und erfreuten sich in munterm Scherzen, Lachen und Singen ihrer Jugend.

## 5. Abend.

Beißende Winterkälte war seit dem Anbruche des neuen Jahres eingezogen; der fußtiefe Schnee knirschte unter den Füßen, und die mit fingerdickeu Reif überpichten Bäume glitzerten in der Winter Sonne. Schwere Nebelschwaden zogen vom Keuztal herauf und hüllten alles in ihren beklemmenden Trauermantel.

Unsere jungen Freunde hatten sich gut eingemummt und mit starkem Schuhwerk versehen beim Sigristen-Karl eingefunden. Die Burschen brachten ihre Handschlitten mit, denn verlockende Schlittbahnen luden zu fröhlichem Wintersport ein. Und als vollends die beiden Außerdörfler Ernst und Paul im schnellsten Tempo die Straße heruntergefaust kamen, da wurde beschlossen, man wolle sich dieses Vergnügen heute ebenfalls leisten. — „Doch vorerst erzählt uns der Sigristen-Karl noch ein Kapitel aus seiner Geschichte“, mahnte die gewissenhafte Martha, „dann sind wir auch dabei!“ — „Und um die frühe Heimkehr brauchen wir ja nicht so sehr besorgt zu sein“, prahlte Max.

So haltet doch endlich einmal eure Schnäbel still, — drängte der Alte, — damit wir um so eher zu Ende kommen. Meine heutige Darstellung behandelt:

### Die Vereinigung des Knonauer-Amtes mit Zürich.

Vor acht Tagen entwarf ich euch ein Bild von der allmählichen Auflösung unseres Bezirkes in eine Unmenge von Grundherrschaften, zwischen denen die Zahl der freien Bauern immer spärlicher wurde.

Diese Zerstückelung bestand aber nicht nur im Amte, unser ganzes Land, ja ganz Europa war davon heimgesucht. Während die deutschen Kaiser im Kampfe mit den Päpsten um die Weltherrschaft rangen, bekämpften sich die Großen des Reiches in erbitterten Fehden, da jeder seinen Besitz auf Kosten des Schwächern zu erweitern suchte. Es war eine schwere Zeit für die wehrlosen Bauern, die den letzten Rest ihrer einstigen Unabhängigkeit einbüßten und den Starken zum Opfer fielen; es war eben jene Zeit des Faustrechtes, die ihren Höhepunkt erreichte, als das staufische Kaiserhaus im Kampfe gegen die Päpste unterging. (1250).

Doch nicht nur freie Bauern, selbst viele Adelsgeschlechter verarmten allmählich, sanken zum Teil zu Raubrittern herunter und fielen mehr und mehr den Mächtigsten zum Opfer. Ihr kennt alle das Schicksal jener Freiherren von Regensberg, welche durch das aufstrebende Zürich und dessen Feldhauptmann, den Grafen Rudolf von Habsburg hart bekämpft, und deren Bur-

gen rings um die Stadt gebrochen wurden. Wer hätte nicht schon von der sagenhaften Eroberung der Metli- und der Baldenburg gehört!

Diese Grafen von Habsburg waren es, die infolge ihrer Klugheit und Kühnheit gleich einem leuchtenden Gestirn hoch über alle Nebenbuhler emporstiegen, und die schließlich auch in unserm Bezirke die Oberhand gewannen. Wie schon erwähnt, standen sie seit dem Jahre 1173 als Gaugrafen im Besitze der hohen Gerichtsbarkeit im Knonauer-Amt. Daneben besaßen sie noch Güter in Kofau und Hauptikon. Im Jahre 1264 erbten sie die Hinterlassenschaft der Grafen von Kyburg und wurden damit Herren des größten Theiles des Kantons Zürich. Doch auch im Aargau und in der Zentralschweiz gehörten ihnen zahlreiche Ländereien, die sie im allgemeinen Wirrwarr noch zu vergrößern suchten. Im Kampfe zwischen Kaiser und Papst hielten die Habsburger fest zum Papste, da sie hofften, durch Vernichtung der kaiserlichen Macht ungehindert ihren Besitz erweitern zu können.

So sahen sich auch die freien Bauern in den Waldstätten schwer bedroht, und sie schlossen um 1260 ein Landesfriedensbündnis zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten. Aber schwere Zeiten brachen für das freie Bauerntum an, denn, als die allgemeine Gesetzeslosigkeit den Höhepunkt erreicht hatte, erkoren die deutschen Kurfürsten den Grafen Rudolf von Habsburg zum Könige, der nach Unterwerfung einiger aufständischer Großen im Osten des Reiches den Grund zur habsburgisch-österreichischen Hausmacht legte, welche sich hernach im



Laufe der Jahrhunderte durch Erbschaft, Kauf, Krieg und Verträge zur ersten europäischen Großmacht entwickelte. Nach dem Tode Rudolfs regten sich Habsburgs Feinde, um sich der Uebermacht seines Hauses zu erwehren. Die Waldstätte erneuerten feierlich ihr Bündnis (1291) und legten damit den Grund zur Eidgenossenschaft. Aber die Hoffnung auf bessere Zeiten schwand, als nach kurzer Zwischenregierung Rudolfs Sohn Albrecht den Thron bestieg. Seine Ländergier zog ihm unter den eigenen Getreuen viele Feinde zu, und 1308 wurde er das Opfer eines Mordanschlages seines Neffen, Hans von Oesterreich.

In diese Verschwörung war auch der einflußreichste Beherrscher des Amonauer-Amtes, der Freiherr Walter von Eschenbach verwickelt, ja er soll beim Morde selbst Hand angelegt und dem Kaiser das Haupt gespalten haben. Vor der blutrünstigen Rache der Königin-Witwe floh der Freiherr auf die Burg Falkenstein im Jura, und als es ihm nicht gelang, den Widerstand gegen Oesterreich zu organisieren, verschwand er. Erst 35 Jahre später gab sich ein unbekannter Schäfer im Württembergischen auf dem Totenbette als der Freiherr Walter von Eschenbach aus und erhielt darauf ein ritterliches Begräbniß.

Nachschraubend drangen die Herzoge Friedrich und Leopold von Oesterreich in seine Besitzungen ein. Sie brachen seine Stammburg an der Reuß, belagerten und zerstörten Burg und Städtchen Maschwanden. Nachdem daselbst alle eschenbachischen Untertanen niedergemetzelt waren, wurde nach der Sage noch ein Wickel-

Kindchen in der Wiege aufgefunden. Auf die Fürbitte der Krieger schenkte man demselben das Leben; als aber die Königin Agnes vernahm, das gerettete Knäblein sei ein Sprößling des flüchtigen Walters von Eschenbach, verlangte sie, daß das Geschlecht des Mörders trotzdem auszulöschen sei und das Kind unter dem Namen „von Schwarzenberg“ eine neue Linie bilden müsse. Nach der Geschichte freilich ist diese Zweiglinie schon früher, im Jahre 1270 entstanden, als sich ein Abkomme des eschenbachischen Hauses im Breisgau festsetzte.

Das gleiche Los wie Maschwanden ereilte auch die Feste Schnabelburg. Die Herzoge von Oesterreich sicherten sich vorerst durch die Abtretung des eschenbachischen Sihlwaldes an die Stadt Zürich deren Neutralität und belagerten hierauf das kühne Bollwerk auf dem Albisfamm. Die Besatzung mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben und wurde bis auf den letzten Mann hingerichtet, die Burg aber dem Erdboden gleichgemacht.

Damit fielen sämtliche eschenbachische Besitzungen im Knonauer-Amt zu Maschwanden, Kappel, Hausen, Heisch und Ebertswil sowie in Langnau, Kengg, Horgen, Hirzel, Thalwil, Kilchberg, Rüschtikon und Adliswil den Habsburgern zu, welche daraus das sogenannte Maschwander-Amt bildeten. Doch schon im Jahre 1335 verpfändeten sie es an den Freiherrn Rudolf I. von Narburg, und vier Jahre später, 1339, an den Ritter Johannes von Hallwil um 600 Mark Silber (heutiger Silberwert ca. 30 000 Fr., Verkehrswert etwa 15 mal größer) „mit Leuten und Gütern, Tving und Bann,

mit allen Gerichten, Nützen und Rechten“, wie die Urkunde sagt. Doch die Herren von Hallwil konnten ihren neuen Besitz nicht ungestört genießen, denn bald wurde er ihnen durch die aufstrebende Stadt Zürich streitig gemacht.

„Gehörte diese dazumal schon zur Eidgenossenschaft, daß sie es wagen konnte, gegen die habzburgischen Edlen aufzutreten?“ wunderte Frieda. — Nur gemacht, — versetzte der Sigristen-Karl. — Es wird am besten sein, wenn ich euch den Werdegang Zürichs kurz schildere, damit wir dann in aller Muße verfolgen können, wie es allmählich in den Besitz unseres Bezirkes gelangte.

Die Stadt war entstanden aus den geistlichen Stiften Groß- und Fraumünster und den königlichen Besitzungen, insbesondere der Pfalz auf dem Lindenhof. Infolge der Verleihung des Marktrechtes wuchs sich der Flecken im 10. Jahrhundert zur Stadt aus; Handel und Gewerbe blühten mächtig empor, und Mauern und Graben verliehen ihr in den unruhigen Kriegzeiten Schutz. Die deutschen Kaiser, die auf ihren Kriegszügen nach Italien Zürich oft berührten, machten sie im Jahre 1218 reichsfrei, d. h., sie wurde direkt unter die kaiserliche Oberhoheit gestellt und jeder gräflichen Gewalt entzogen. Die Stadt gewann dadurch bedeutende Vorrechte, die ihr eine besondere politische Entwicklung sicherten und zu Macht und Ansehen verhalfen. Sie war bereits stark genug, sich während der Zeiten des Faustrechtes der übermütigen Raubritter zu erwehren und zitterte auch vor dem mächtig emporstrebenden Hause

Habsburg nicht, das seit der Besteigung des Königs-thrones unbestrittener Beherrscher unseres Vaterlandes zu werden schien. Die Entstehung der Eidgenossenschaft und die blutige Niederlage der Oesterreicher am Morgarten wiesen ihr den Weg, den sie einschlagen sollte, denn im ganzen schweizerischen Mittellande richteten sich die Augen aller in ihren Rechten und Freiheiten bedrohten Gemeinwesen hoffend auf den jungen Volksbund der Urkantone, dem sich im Jahre 1332 die Stadt Luzern angeschlossen hatte. So scheute sich Zürich nicht, im Jahre 1350 das mit Habsburg verbündete Städtchen Rapperswil schwer zu züchtigen, da es die Urheber der Zürcher-Mordnacht heimlich beherbergt und unterstützt hatte. Am 1. Mai 1351 schloß Zürich zu seiner Sicherung ein ewiges Bündnis mit den Waldstätten. Oesterreich aber eröffnete den Krieg; doch zu seinem eigenen Schaden, denn in den beiden folgenden Jahren erweiterte sich der Bund durch die Gewinnung von Zug und durch den Beitritt von Glarus und Bern zur achtörtigen Eidgenossenschaft, die nun ein starkes Bollwerk im Herzen der habsburgischen Besitzungen bildete, an dem in der Folge die Macht des stolzen Herrschergeschlechtes ohnmächtig abprallen sollte.

Je kühner die Eidgenossenschaft das Haupt emporreckte, und je stärker der Einfluß des aufstrebenden Zürich wurde, um so gefährdeter erschien der Besitz der mit Habsburg verbündeten Adelligen und Klöster in unserm Bezirke. Den größten Stoß erlitt ihr Ansehen, als im Sempacher-Krieg (1386) die Kraft des jungen Volksbundes sich glorreich bewährte, und zahlreiche

Adelsgeschlechter entweder ausstarben oder rasch verarmten. Gleich Bern und Luzern suchte Zürich die adeligen Grundherren zu schädigen, indem es einflußreichen Gemeindebürgern ihrer Herrschaftsgebiete das städtische Bürgerrecht verlieh. Im Kriegsjahr 1386 wurden in der hallwilschen Herrschaft Horgen-Maschwanden allein nahezu 150 solcher Ausbürger aufgenommen. Die Freiherren protestierten — auch nach Friedensschluß — vergeblich gegen diesen Eingriff in ihre Hoheitsrechte. Da sie weder bei der Bevölkerung noch bei den Fürsten auf Hilfe rechnen konnten, wurden sie des Haders schließlich müde und verpfändeten am 28. Januar 1406 die Vogteien und die Ämter zu Maschwanden, Horgen und Rüschiikon um 2000 Gulden (Metallwert eines Guldens ca. 10 Fr., Verkehrswert bedeutend größer) an die Stadt Zürich. Sie behielten nur noch (bis 1495) das Kastvogteirecht über das Kloster Kappel und das Einlösungsrecht der Pfänder für zwei Jahre, von dem sie aber keinen Gebrauch machten.

Zürich teilte das erworbene Gebiet in die zwei Vogteien Maschwanden und Horgen auf und ließ sie durch Mitglieder des Kleinen Rates verwalten. Die Sihl bildete die Grenze, so daß also Langnau und Kengg noch zum Maschwanderamt gehörten.

„Aber ist denn das Knonauer-Amt nicht erst mit der Eroberung des Murgaus im Jahre 1415 zur Stadt Zürich gekommen? So hat man es uns wenigstens in der Schule gelehrt...“ unterbrach Paul den Erzähler. Doch dieser wurde darob nicht böse. Ich begreife

diesen Einwurf, versetzte er. — Ihr dürft eben nicht vergessen, daß es sich bisher nur um die privaten Güter weltlicher und geistlicher Herren gehandelt hat, nicht aber um die graugräfliche Obergewalt, der auch die freien Bauern unterstanden. Diese lag bis zum Jahre 1415 in den Händen der Habsburger, welche somit als Landesherren des Amonauer-Amtes betrachtet werden konnten, wenn sie auch keine bedeutenden privaten Besitzungen inne hatten.

Diese Landesoberhoheit Oesterreichs nahm ein plötzliches Ende, als im Jahre 1415 die Eidgenossen durch den deutschen Kaiser Sigismund zum Kriege gegen den österreichischen Herzog Friedrich aufgefordert wurden, weil dieser einen — vom Konzil zu Konstanz nicht anerkannten — Papst unterstützte und deshalb gebannt und geächtet ward. Da eroberten die Eidgenossen in kurzem Feldzug den wehrlosen Aargau, das alte Stamm-land der Oesterreicher, erklärten die Freien Aemter mit Bremgarten und Mellingen sowie Stadt und Grafschaft Baden als „gemeine Herrschaft“, das heißt als gemeinsames eidgenössisches Untertanengebiet, und verteilten den Rest unter die drei kriegsführenden Orte Bern, Luzern und Zürich.

Letzteres übernahm die österreichischen Besitzungen und Herrschaftsrechte im Amonauer-Amt, im Kelleramt Lunthofen und Steinhausen und gewann damit die gaugräfliche Oberhoheit über das gesamte Gebiet zwischen Albis, Reuß und Lorze, also auch über die Teile, die noch nicht sein grundherrliches Eigentum waren, wie die Herrschaften Amonau-Obermettmensjetten-Neugst,

Hedingen, Bonstetten, Stallikon und Wettswil. In unmittelbarem städtischem Besitz waren nur das 1406 erworbene Maschwander-Amt und nunmehr auch das früher erwähnte Freiamt, also das Gebiet von Rifferswil, Unter-Mettmenstetten, Affoltern, Ottenbach-Obfelden und das Kelleramt Lunkhofen mit einigen früheren habsburgischen Gütern.

Die Stadt theilte diesen Besitz in folgende Vogteien ab:

1. Maschwanden mit Unter-Mettmenstetten, Ottenbach-Obfelden und Lunkhofen,
2. Hausen mit Heisch, Rifferswil, Kappel und Langnau,
3. Affoltern.

Mitglieder des Kleinen Rates verwalteten diese sogenannten Obervogteien für einjährige Amtsdauern. Sie verblieben in Zürich und ernannten in ihren Verwaltungsbezirken Untervögte aus der Mitte der Gemeindebürger zur Durchführung der vogtherrlichen Anordnungen.

Der Sigristen-Karl hielt in seinem Vortrag inne, um sich auf den Schluß seiner Darstellung zu begeben. Doch seine Zuhörer ließen ihm keine Ruhe, sie wollten wissen, wann und in welcher Weise die übrigen Gebiete unseres Bezirkes in den völligen Besitz der Stadt übergegangen seien. Diese Frage will ich euch gleich beantworten, erwiderte der Alte. Ich habe schon früher angetönt, daß die Vogtei über das dem Kloster Schänis gehörende Anonau den Besitzer mehrmals wechselte. Im Anfang des 14. Jahrhunderts



waren es die Freien von Rüfegg, 1346 diejenigen von Hünenberg, welche dazu noch die Vogtei Neugst-Borsikon-Ober-Mettmenstetten erwarben und durch einen Meier verwalten ließen. Da sich dieses Amt stets in derselben Familie weiter vererbte, wurde es derselben möglich, durch Kauf nach und nach in den Besitz der Vogteirechte zu gelangen. Unter dem Namen Meyer von Anonau schwang sie sich schließlich zum Landadel auf, bürgerte sich 1363 in Zürich ein, ohne ihre Rechte preiszugeben, und stieg daselbst bald bis zur Bürgermeisterwürde empor. Im Jahre 1399 kaufte sie die Herrschaft Anonau-Obermettmenstetten-Neugst von den Rittern von Seon, von Landenberg-Gräfenzer und von Heidegg völlig los und verblieb bis zum Jahre 1512 in deren ausschließlichem Besitz.



Die Vogtei über Hedingen, das, wie ihr wißt, dem Kloster Pfäfers gehörte, unterstand im 13. Jahrhundert den Freien von Ballwil. Im Jahre 1383 verfügte darüber ein Zürcher-Bürger namens Johann von Glarus, und um 1400 eine Familie Trüber. 1455 erschien als Vogt abermals ein Zürcher, Hans von Zestetten. Die Vogtei verblieb im Besitze dieses Geschlechtes bis zum Jahre 1503, in dem es von Zürich erworben, zuerst als besondere Obervogtei verwaltet

und hernach (1507) mit der Landvogtei Nonnau vereinigt wurde.

In solcher Weise kamen eine ganze Reihe von Herrschaften in den Machtbereich der Stadt, indem die verarmten oder aussterbenden Adelsgeschlechter ihre Rechte an vornehme Stadtbürger verpfändeten oder veräußerten oder sich in das städtische Bürgerrecht aufnehmen ließen. Dieser Vorgang wiederholte sich auch im ehemaligen Besitztum der Freien von Sellenbüren. Ich hatte euch erzählt, daß diese ihre Güter in Birmensdorf und Urdorf dem Kloster St. Blasien im Schwarzwald vermachten, welches die Kastvogtei zuerst den Freiherren von Regensberg, später den Habsburgern übertrug. Aber schon im Jahre 1347 erwarb die angesehenere Zürcher-Familie der Müllner die Vogtei über Birmensdorf, Urdorf und später auch über Aesch. Nachdem die Herrschaft ihren Schutzherrn mehrmals gewechselt, ging sie schließlich in den Jahren 1487 und 1511 an die Stadt Zürich über, welche daraus eine besondere Obervogtei bildete.

Zu Wettswil, Stallikon und Sellenbüren war das Kloster Engelberg sehr begütert. Auch hier kam die Kastvogtei schließlich (im Jahre 1466) an einen Zürcher, an den Ratsherrn Heinrich Effinger, der sie im Jahre 1532 an die Stadt abtrat.

Die Vogtei über das ebenfalls dem Kloster Engelberg gehörende Bonstetten lag ursprünglich in den Händen der Freien von Bonstetten. Im 15. Jahrhundert gelangte sie in den Besitz der Edlen von Zoller in Zürich, nachdem um 1450, ähnlich wie im Maschwanden-

der-Amt, zahlreiche Ausbürger aufgenommen worden waren, und im Jahre 1517 wurde sie von dem vornehmen zürcherischen Patriziergeschlecht der Holzhalb erworben, welches sie 1538 an die Stadt verkaufte. Diese vereinigte Bonstetten mit Wettswil-Sellenbüren-Stallikon zu einer Obervogtei.

So sieht ihr, daß sich, trotz der Eroberung des Freiamtes im Jahre 1415, die Vereinigung unseres Bezirkes mit der Stadt Zürich nicht auf einmal, sondern nur nach und nach vollzog. Man hüte sich auch, an diesen Vorgang allzu große Hoffnungen für die Zukunft des Aemtlervolkes zu knüpfen. Nach wie vor bestanden die gleichen verworrenen Zustände in den Rechtsverhältnissen der verschiedenen Gemeinden und der verschiedenen Untertanen, nach wie vor gab es Herren und Knechte, Freie und Leibeigene, Frondienste, Grundzinse und Zehnten. Die unselige Zerstückelung unseres Bezirkes hatte jeden freiheitlichen Zusammenschluß der Bevölkerung verhindert. An den wichtigen politischen Vorgängen, dem mächtigen Aufstreben der Eidgenossenschaft, dem allmählichen Niedergang des Adels und der zunehmenden Verdrängung Habsburg-Oesterreichs nahm sie keinen tätigen Anteil und verpaßte damit die Gelegenheit zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit. Wehrlos der Willkür der Großen preisgegeben, fristete sie in dumpfer Abgeschlossenheit und Unwissenheit ein gedrücktes Dasein. Die Lebensverhältnisse waren äußerst bescheiden. Nach althergebrachter Sitte lagen die Bauern der Landwirtschaft ob, dem einzigen Erwerb, der ihnen gestattet war, und nahmen

geduldig die Steuerlasten, die ihnen auferlegt wurden, auf sich.

Einzig die Bewirtschaftung der Allmenden und der Gemeinde-Waldungen, die damals sehr zahlreich waren, schuf unter ihnen einen Zusammenhang und verlieh ihnen einen Schimmer von selbständiger Verwaltung, den sie eifersüchtig gegen alle Anfechtungen aufrecht zu halten bestrebt waren.

## 6. Abend.

Die nächste Vereinigung unserer Abendgesellschaft fand nicht beim Sigristen-Karl, sondern in der geräumigen Stube der beiden Musikantinnen Trudi und Frieda statt. Die erstere hatte sich beim nächtlichen Schlitteln einen gehörigen Schnupfen geholt und mußte nun das Haus hüten. Doch, es galt nicht nur, der Patientin ein Besuchlein abzustatten; die Eltern der beiden Schwestern hatten ausdrücklich gewünscht, daß sich die jungen Geschichtsforscher einmal bei ihnen einstellen möchten, damit auch sie Anteil an dem lehrreichen Vortrag des Sigristen-Karl nehmen könnten. Dieser aber hatte sich erst auf Zureden Menichens hin bewegen lassen, der Einladung Folge zu geben, denn seiner Bescheidenheit sagte eine Erweiterung des Zuhörerkreises nicht zu. Da jedoch die Gastgeber lebenswürdige und aufrichtige Leute waren, die wohl die Unterhaltung in keiner Weise störten, und da man der „verschnupften“ Trudi auch einen kleinen Gefallen

erweisen mochte, kam der 6. Abend trotz dieser kleinen Hindernisse schließlich doch glücklich zustande. Nach der allgemeinen freundlichen Begrüßung setzte man sich um den mächtigen Tisch, Trudi verzog sich mit einer Tasse Husten-Tee auf das warme Ofenbänkchen, und der Sigristen-Karl konnte mit seiner Erzählung anfangen. Das heutige Thema lautete:

## Die Lebensverhältnisse des Aemtlers-Volkes vor der Reformation.

Ihr habt das letzte Mal gehört, — begann er, — daß durch die Vereinigung des Aonauer-Amtes mit Zürich die Lage der Bauern keineswegs besser geworden war, daß nach wie vor schwere Bogtsteuern, Leibeigenschaft, Frondienste, Grundzinse und Zehnten auf der Landbevölkerung lasteten.

Da die Stadt zur Erwerbung ihres Untertanengebietes gewaltige Geldsummen aufgewendet hatte, wollte sie greifbaren Gewinn aus den neuen Besitzungen ziehen. Ja, sie war wohl noch eher auf ihren Vorteil bedacht, als die früheren adeligen und geistlichen Grundherren, welche in der Ausübung ihrer Herrschaftsrechte gewöhnlich ziemlich nachsichtig gewesen waren; sie erließ Gebote und Verbote, erhöhte die Steuern, zog die Landleute zum Kriegsdienste heran und handhabte eine strenge Ordnung, so daß in allen Gegenden des Kantons weidlich über das zürcherische Regiment geschimpft wurde.

Diese Mißstimmung wuchs noch mehr, als infolge des alten Zürichkrieges (1436—1450) fürchterliche Not über unser Landvolk kam. Als die stolze Stadt in freblem Uebermuth die Waffen gegen die Miteidgenossen ergriff, wurde gleich dem übrigen Kanton auch unser Bezirk von eidgenössischen Truppen besetzt, die hier wie in Feindesland hausten, raubten, plünderten und brandschakten, während die waffenfähige Mannschaft der Stadt Heerfolge leisten und die Thringen der Wut wilder Krieger preisgeben mußte. Am 7. November 1440 zog eine Abtheilung Schwyzer, Glarner und Zuger gegen den Albis, lagerte vor Kappel, verbrannte einige Häuser und trieb den Bauern das Vieh weg. Am 22. Februar 1441 rückten die Berner ins Land und ließen sich durch die Aemtlers Treue schwören. Die Stadt Zürich war außerstande, das verlorene Gebiet wieder zurückzugewinnen und verbündete sich in verrätherischer Weise mit dem Landesfeinde, mit Oesterreich. Im Mai 1443 lagerte ihr Heer unter dem Bürgermeister Stüßi auf dem Albis „zur Buchen“, unternahm von hier aus einen nächtlichen Streifzug ins Zugerland, steckte das Dörfchen Bliggensdorf in Brand, mußte sich aber vor den anrückenden Waldstättern wieder zurückziehen. Trotz dieser „Helbentat“ verblieb das Amt in den Händen der Eidgenossen, die sich im Juli des gleichen Jahres bei Hedingen besammelten, hernach über Bonstetten, Wettswil, Albisrieden gegen die Stadt zogen und derselben hart vor ihren Thoren, bei St. Jakob an der Sihl, eine schwere Niederlage beibrachten.

Als nach 14jährigem, erbittertem Kampfe endlich der Frieden wieder hergestellt wurde, ward zwar den Zürchern trotz ihrer militärischen Mißerfolge ihr früherer Besitz, und damit auch das Knonauer-Amt, wieder zurückerstattet, aber Stadt und Land waren völlig erschöpft und auf lange Zeit hinaus wirtschaftlich ruiniert. Durch Krieg, Hungersnot und Pest war ein großer Teil der Bevölkerung dahingerafft, und unter der Last schwerer Kriegssteuern konnten nur langsam die zerstörten Dörfer wieder aufgebaut, die verödeten Landstriche neu angepflanzt werden.

Der Stadt Zürich freilich gelang es, durch glückliche Kriegs- und Raubzüge an der Seite ihrer Mit-eidgenossen (Burgunderkriege) die verlorene Machtstellung wieder zu gewinnen. Die unglückliche Landschaft aber wurde in ein immer drückender werdendes Untertanenverhältnis hinuntergestoßen. Bei den Regierungen aller Länder Europas zeigte sich damals das Bestreben, die aus tausenderlei Herrschaften zusammengesetzten Ländereien mit dem unbeschreiblichen Wirrwarr von Rechten und Satzungen zu einem einheitlichen Staate zusammenzuschweißen. Auch Zürich strebte eine solche Zentralisation an, die freilich allzu sehr zum Vorteil der Stadt und zum Nachteil des Landes ausfiel. Handel und Gewerbe wurden ausschließlich auf die Stadt beschränkt, wo die Zünfte durch strenge Organisation das gewerbliche Leben regelten. Da das Landvolk dem Geldmarke ferngehalten wurde und immer noch auf die Naturalwirtschaft angewiesen war, mußten es die hohen Geldsteuern um so mehr drücken.



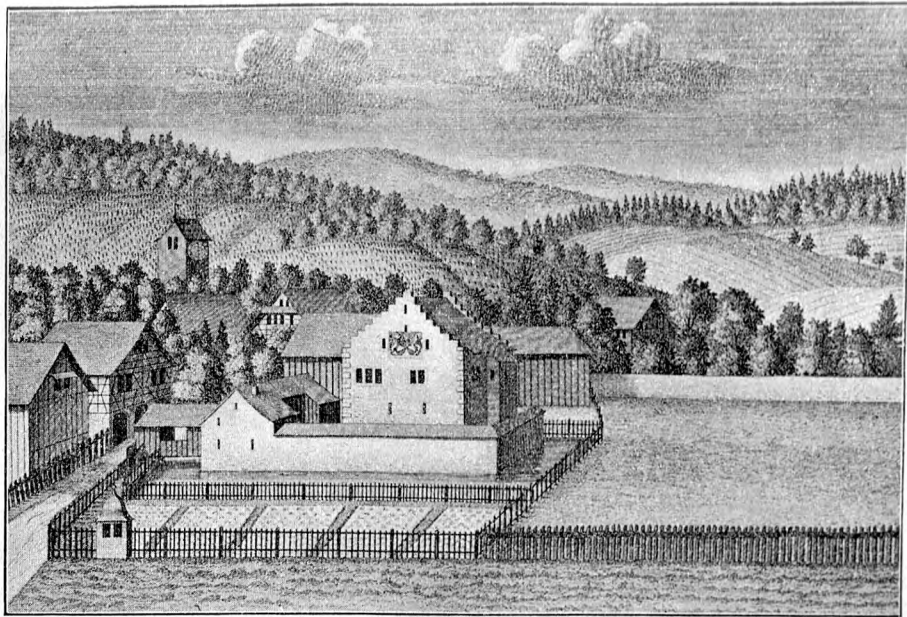


Waldmannischer Aufstand in Nentmenstetten.

Aber auch in seinen urältesten Rechten und Gebräuchen ward es schwer vergewaltigt. So wurden die Gemeindeversammlungen, das Freigericht und das Mitspracherecht bei der Wahl der Untervögte aufgehoben. Die Stadt glaubte, dem durch das Keislaufen verursachten Sittenzerfall durch Luxus- und Sittenmandate Einhalt gebieten zu können. Genaue Vorschriften über das Kleidertragen, über Festlichkeiten wie Kirchweih, Taufen, Hochzeiten; über Spiel und Trunk, Kegelschieben, Rauchen, Fluchen u. s. w. verbitterten das Landvolk gar sehr, um so mehr, als die Regierung dieselben mit unerbittlicher Strenge handhabte, um sich damit bedeutende Bußeneinnahmen zu verschaffen.

Auch wirtschaftlich sah sich das Volk immer mehr eingeengt. Jagen und Fischen wurden verboten, das Forstwesen streng geregelt. Es war untersagt, neues Neb- oder Weideland anzulegen, um derart den Getreide- und Gemüsebau, welche der Stadt mehr Steuern einbrachten, aufrecht zu erhalten. Eine uner schöpfliche Flut von Vorschriften ergoß sich über das Landvolk, das seinen Unwillen nicht mehr verbergen konnte. Als schließlich sogar angeordnet wurde, daß sämtliche Hunde abgetan werden sollten, brach offene Empörung aus. In Mettmensstetten bewaffneten sich etwa 300 Bauern und traten den städtischen Kommissaren drohend entgegen, so daß diese unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten.

Ihr kennt das hübsche Bildchen, das uns dieses Ereignis überliefert. Wenn es auch erst viel später gezeichnet wurde und keineswegs Anspruch auf histo-



Das Schloß zu Anonau.

Stich von David Herrliberger.

riſche Treue machen darf, ſo iſt es doch eine kurzweilige Illuſtration zu dem Mettmenſtetter-Aufſtand, der den Auftakt der allgemeinen Erhebung des Landvolkes gegen das verhaßte ſtädtiſche Regiment bedeutete.

Der wilde Haß richtete ſich hauptſächlich gegen den übermächtigen Zürcher Bürgermeiſter Hans Waldmann. Im März 1489 erhoben ſich die Seeleute und rückten vor die Stadt, welche die Eidgenoſſen zu Hilfe rief. Dieſe vermittelten einen Vergleich zwiſchen Stadt und Land, der aber von Waldmann mißachtet wurde. Es kam deſhalb zu einem abermaligen Volksauflauf, welcher dann zu Waldmanns Abſetzung und Hinrichtung führte. In den ſogenannten Waldmanniſchen Spruchbriefen wurden hierauf dem Landvolke, insbeſondere den Seeleuten, durch Aufhebung von einengenden Vorſchriften in Gewerbe, Handel und Landwirtschaft gewiſſe Zugewinne gemacht. Im Rnonauer-Amt wurden das abgeſchaffte Freigericht und die vielgeſtaltigen, althergebrachten Sonderrechte der einzelnen Herrſchaften wieder eingeführt. In der Hauptſache aber, im Untertanenverhältnis zwiſchen Stadt und Land, trat keine Aenderung ein.

„Die Durchführung einer einheitlichen Verwaltung mußte jedenfalls auch deſhalb beſonders ſchwierig ſein, weil große Gebiete nur indirekt der Stadt untertan waren, da ſie nicht ihr, ſondern reichen Stadtbürgern angehörten“, bemerkte Paul, als der Sigriſten-Karl einen Augenblick im Sprechen inne hielt. — Sehr richtig, — verſetzte dieſer; — an unſerm letzten Abend habe ich euch gezeigt, daß zu Beginn des 16. Jahr=

hundertz in unserm Bezirke nur das Maschwander und das sogenannte Freiamt in städtischem Besitze waren, und drei Obervogteien bildeten, denen im Jahre 1503 Hedingen angeschlossen wurde, während Knonau-Obermettmensjetten-Neugst und Bonstetten-Wetzwil-Stallikon vorderhand noch vornehmen zürcherischen Familien zugehörten.

Dieser Zustand erfuhr im Jahre 1507 eine bedeutsame Umgestaltung. Zürich verschmolz seine Besitzungen im Amt zu einer äußern Vogtei, die nicht mehr von der Stadt aus durch Ratsherren, sondern durch einen eigens ernannten Landvogt regiert werden sollte, der in der Herrschaft selbst seinen Sitz aufzuschlagen hatte. Hiefür wurde merkwürdigerweise Knonau bestimmt, das, wie ihr wißt, immer noch den Meyern von Knonau eigen war. Nachdem die Stadt mit denselben ein Abkommen getroffen, erbaute sie daselbst ein Schloß mit Mauern, Graben und Zugbrücke, so wie ihr es in diesem Stich von David Herrliberger aus der Mitte des 18. Jahrhunderts sehen könnt.

Schon nach wenigen Jahren, 1512, konnte die neu-geschaffene Landvogtei durch Erwerbung der Herrschaft Knonau-Obermettmensjetten-Neugst erweitert werden. Deren Besitzer, Gerold Meyer von Knonau, verkaufte sie um 1650 Gulden, wie man sagt aus Aerger über eine unerwünschte Heirat seines Sohnes Johannes mit Anna Reinhart, der spätern Gemahlin Zwinglis. Damit umfaßte die Landvogtei Knonau den weitaus größten Teil unseres Bezirkes, dem noch Steinhausen und das Kelleramt Lunthofen angeschlossen waren. Nur

Bonstetten, Wettswil und Stallikon bildeten, wie ich schon gesagt habe, seit 1538 eine besondere innere oder Obervogtei.

Der Landvogt hatte eine bedeutende Gewalt in den Händen, war er doch Regierungsstatthalter, Gerichtspräsident und militärischer Bezirkskommandant in einer Person, und da er gewöhnlich für eine längere Reihe von Jahren in seinem Amte bestätigt wurde, erwuchs derweise eine neue Abhängigkeit von der Regierung. Dem Landvogt zur Seite standen ein stadtzürcherischer Landschreiber mit einem Gehilfen, dem Ratschreiber und dem Freiamtsweibel.

Die Landvogtei Anonau wurde in fünf Untervogteien abgeteilt: 1. Gemeinde Anonau, 2. Mettmens-  
stetten und Affoltern, 3. Hausen, Heisch, Rifferswil, Neugst und Langnau, 4. Hedingen, 5. Maschwanden, Ottenbach-Obfelden, Lunkhofen und Kappel. Jedem dieser Kreise stand ein Untervogt vor, als deren vornehmster derjenige von Mettmensstetten-Affoltern, der Freiamt-Untervogt, galt. Die Wahl der Untervögte stand bei der Regierung, doch hatten die Vogteien ein gewisses Vorschlagsrecht, in Anonau der Landvogt selbst, in den übrigen die Kreisgemeinde. Da die Untervogteien gewöhnlich mehrere Gemeinden umfaßten, mußten in diesen noch Dorfmeier (Gemeinderäte) als letzte ausführende Regierungsbeamte bezeichnet werden.

In besonderem Ansehen standen auch die Geistlichen, denen nicht nur die Ausübung ihrer kirchlichen Funktionen, sondern auch die Ueberwachung des Dorf- und

Familienfriedens oblag, und die darin durch die Ehegauer, später Stillständler genannt, unterstützt wurden.

Die alten Freiheitsrechte aber, welche die Freiamtsbauern einst besaßen, waren zu bloßen Scheinrechten heruntergesunken. Gleich wie die Kreisversammlungen fast alle und jede Bedeutung eingebüßt hatten, so wurden auch die von ihnen ernannten Vogtgerichte ihres Wertes beraubt, indem ihre Befugnisse mehr und mehr an die vom Landvogt geleiteten Bußengerichte (Bezirksgerichte) übertragen wurden. Auch die alt-hergebrachte Freiamtsgemeinde, die jeweilen in der Kirche zu Mettmensfetten unter dem Vorsitz des Landvogtes oder des Freiamtuntervogtes abgehalten wurde, hatte nur noch formellen Charakter; es lag ihr bloß die Wahl einiger untergeordneter Beamter und der Freiamts-Offiziere, Hauptmann, Leutnant und Fähnrich, ob.

Trotzdem die Stadt Zürich nach dem Waldmannischen Aufstand dem Landvolk gewisse Zugeständnisse hatte machen müssen, war dessen Lage auch jetzt noch keine rosige. Die Regierung versuchte zwar mehrmals, das Los der Leibeigenen, die, ohne Grundbesitz, völlig der Willkür ihrer Herren preisgegeben waren, zu verbessern, oder allzu drückende Abgaben zu lindern. In wichtigen Angelegenheiten, Bündnissen, Verträgen, Krieg und Frieden gestattete fortan die Stadt auch der Landschaft ein Mitspracherecht durch die sogenannten Volksanfragen, indem sie die Vertreter der einzelnen Vogteien, wohl meistens sehr regierungstreue Leute, und den Landadel zu Besprechungen nach Zürich be-



rief, um in Zukunft bei ihren Unternehmungen der Unterstützung des Landvolkes sicher zu sein.

Doch konnte sie damit eine abermals wachsende Unzufriedenheit der Bauern nicht verwehren. Die unaushörlich sich folgenden Kriegszüge (Schwabenkrieg, Mailänder-Feldzüge), sowie das stets mehr um sich greifende Söldnerwesen lasteten schwer auf der Landbevölkerung. Unzählige von tüchtigen Arbeitskräften wurden durch die Goldvögel fremder Werbe-Diffiziere angelockt und ergaben sich dem Kriegsdienste, um auf fernem Schlachtfeldern für fremde Fürsten ihr Blut zu versprühen, oder als verwilderte, arbeitscheue, verstümmelte oder kranke Gesellen wieder in die Heimat zurückzukehren und ihren Mitbürgern zur Last zu fallen. Eine bedenklich zunehmende Verrohung der Sitten war die Folge dieses Keislaufens, so daß sich die Regierung gezwungen sah, in erneuten Mandaten energisch dagegen aufzutreten. Aber alle Reformen fruchteten nichts, da die Obrigkeit selbst mit dem schlechten Beispiel voranging. Sie verbot das freie Keislaufen auf dem Lande, nahm aber von den Fürsten Pensionen und Jahrgelder an, schloß, gleich den übrigen Kantonen, Soldverträge ab und verschacherte so das Blut ihrer Untertanen an fremde Kriegsherren, um sich zu bereichern. Vergeblich kämpften einsichtige Männer gegen diese Unsitte an; was Wunder, daß sich schließlich im Jahre 1515 das Landvolk am See wiederum empörte und gegen die Stadt zog, freilich ohne eine Aenderung dieser Zustände herbeiführen zu können.

So bietet uns denn die damalige Zeit ein fast trostloses Bild unseligen Haders und Zerfalls. Eine tyrannische Regierung, welche eifrig bemüht war, dem Landvolke seine wenigen, überlieferten Rechte zu entreißen, welche mit kleinlichen und peinlichen Vorschriften in die persönliche Lebensweise der Untertanen hineingriff und deren schon so freudloses und schweres Dasein unerträglich gestaltete; dazu eine zunehmende Verrohung und Entartung auch im sittlichen und religiösen Leben: Falschheit, Verrat, Eigennuz, Roheit und Grausamkeit oben und unten, im Volke und in der Regierung, in Staat und Kirche. Nur durch eine gründliche Reform des ganzen gesellschaftlichen Lebens konnte der Niedergang des Volkes aufgehalten werden.

Unsere nächste Zusammenkunft wird uns zeigen, wie die Reformation eine solche Erneuerung zustande brachte. Für heute aber lassen wir es genug sein, damit die Jungen wie die Alten noch in aller Muße der gemüthlichen Unterhaltung pflegen können.

## 7. Abend.

Als eine Woche später unsere jungen Freunde sich wieder beim Sigristen=Karl einfanden, trafen sie den Alten eifrig damit beschäftigt, mit Kreide einen Plan auf die Schieferplatte seines Tisches zu zeichnen. Und als sie näher zusahen, erkannten sie mit Leichtigkeit den Südwest=Abhang des Albis und die Straßenzüge gegen Hausen und Kappel hinunter. Paul erriet so-

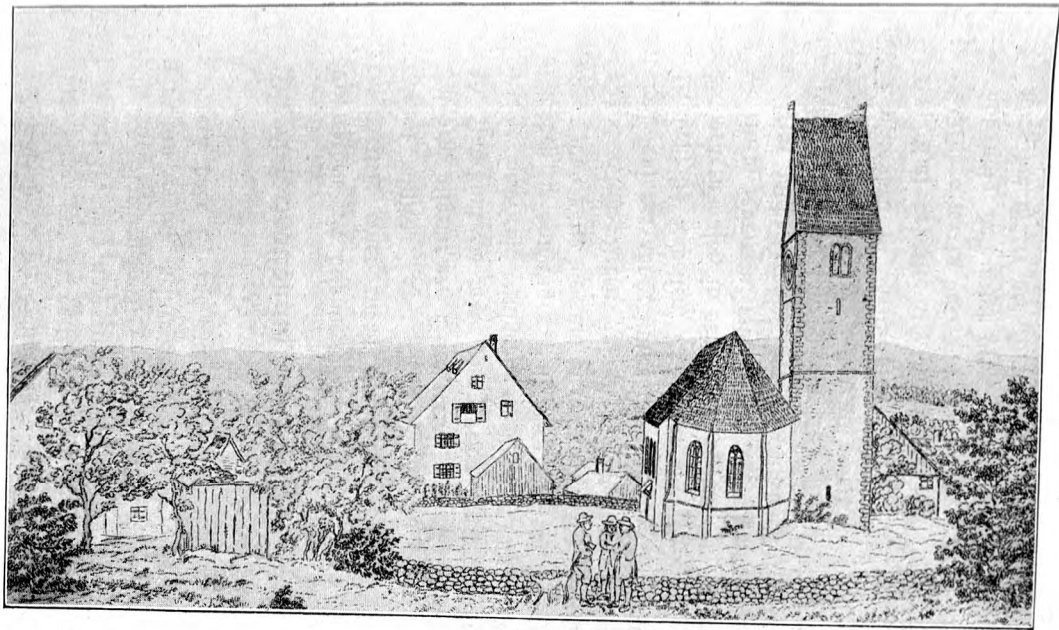
fort, daß wohl heute die Schlacht von Kappel zur Behandlung käme, und er hatte sich nicht getäuscht. — Doch werdet ihr euch noch etwas gedulden müssen, — erklärte der Sigristen-Karl, — die Schlacht von Kappel wird den Schluß meiner heutigen Darstellung bilden; vorerst habe ich euch zu berichten über:

## Die Reformation im Knonauer-Amt.

Da werden wir besonders das religiöse Leben in unserm Bezirke einer etwas genaueren Betrachtung unterziehen müssen.

Bei dem allgemeinen Sittenzerfall um die Wende des 15. Jahrhunderts wäre es in erster Linie Pflicht der Kirche gewesen, reinigend einzugreifen und die Krebschäden im damaligen Volksleben wirksam zu bekämpfen. Man hätte dies um so mehr erwarten dürfen, als das kirchliche Leben äußerst regsam war, zählte man doch auf der zürcherischen Landschaft allein über 140 Kirchen, 54 Kapellen, 12 Klöster und 20 Bruder- und Schwesternhäuser, in denen sich Frauen oder Männer zu einem frommen, mönchischen Leben zusammensetzten. Eine solche Frauen- oder Beghinenherberge befand sich im Neugstertal, da, wo heute noch ein Haus „Kloster“ heißt, und eine andere in Hausen. Bruderhäuser bestanden in Mettmenstetten und Knonau.

Das Amt gehörte kirchlich zum Dechanat Cham. Die Geistlichen waren durchwegs vom Bischof von Konstanz abhängig, doch besaß die Stadt Zürich das Vogtrecht über die Güter des Klosters Kappel und erwarb



Kirche zu Ottenbach.

Stich nach Salomon Pestalozzi 1801.

auch den Kirchensatz, d. h. die Verwaltung der Kirchengüter in mehreren Gemeinden, so in Hedingen, Bonstetten und Ottenbach. Das Einkommen der Geistlichen war sehr verschieden, dasjenige des Pfarrers zu Mettmenstetten z. B. fünf mal größer als jenes des Pfarrers zu Aonau, denn gewisse Kirchgemeinden waren sehr ausgedehnt und mußten Filialen unterhalten, die sich dann später als selbständige Kirchgemeinden von der Mutterkirche loslösten. So trennte sich 1484 Bonstetten von Stallikon, 1497 Hausen von Baar und 1504 Maschwanden von Mettmenstetten ab.

Die Bevölkerung des Kantons Zürich war damals noch streng katholisch gesinnt, huldigte dem Bilderkultus, veranstaltete Prozessionen und Wallfahrten und stand beim Papste im Geruche einer ganz besonderen Frömmigkeit. — Dieses ist wohl zu verstehen, wenn man bedenkt, daß damals Zürich mit dem Vatikan in engem militärischem Bündnis gegen Frankreich stand und noch bedeutende Geldforderungen zu stellen hatte. — Jedenfalls aber scheuten Volk und Regierung keine Mittel, die Kirchen prunkvoll auszustatten; auch auf dem Lande verschwanden allmählich die alten, primitiven Holzbauten und machten steinernen Gebäuden mit stattlichen Glockentürmen Platz. Fast in allen Kirchgemeinden unseres Bezirkes fanden noch kurz vor der Reformation solche Um- oder Neubauten von Kirchen und Kapellen statt, in Mettmenstetten 1473, Ottenbach 1485, Hausen 1494, Neugst 1503, Maschwanden 1506, Hedingen 1513, Stallikon 1515 und Aonau 1519, und alle zeigen den schönen spätgotischen Stil,

den wir heute noch an ihnen bewundern. Selbst Kofbau erhielt eine Kapelle, die beim Schulhause stand und eine Filiale von Baar war.

All die Frömmigkeit aber, deren sich der Stand Zürich rühmen durfte, war nur äußerlich und tat dem sittenlosen Treiben keinen Einhalt, ja leistete demselben noch Vorschub durch das schlechte Beispiel besonders der Klöster, die viel Aergernis erweckten und der allgemeinen Verachtung anheim fielen. Ein solch entehrendes Schauspiel bot das Kloster Kappel, das von 1492—1509 unter der Leitung des berühmten Abtes Trinkler stand, welcher in ausgelassenen Trinkgelagen und in lasterhaftem Lebenswandel den größten Teil des Klostervermögens zu Baden verpraßte, deswegen schließlich abgesetzt wurde und sich darum erhängte.

Aus jener Zeit wohl stammt die seltsame Sage von dem Schimmelreiter, die ich euch aber nicht zu berichten brauche, da ihr ja für dergleichen Dinge keine besondere Vorliebe zeigt. — „Dho!“ — widersprach Ernst eifrig, und auch die Mädchen protestierten lebhaft, so daß der Sigristen-Karl lächelnd dem Drängen nachgab und erzählte: Die Gemeinde Hausen prozessierte einst mit dem Kloster Kappel wegen eines Grundstückes. Nun sollte an Ort und Stelle Gericht gehalten werden, um den endgültigen Entscheid zu fällen. Als der bestimmte Tag und die Stunde angebrochen waren, sprengte auf einem weißen Hengste der Amtmann des Klosters daher. Vor den Richtern hielt er an und schwur, daß „über seinem Haupte und zu

seinen Füßen des Abtes Eigen sei“. Jedenfalls aber soll er seiner Sache nicht sehr sicher gewesen sein, denn, um sich vor dem höhern Richter zu rechtfertigen, hatte er vorher Klostererde in seine Schuhe gestreut und einen Klosterlöffel unter seinem Hute verborgen. Doch diese List vermochte ihn vor der ewigen Verdammnis nicht zu retten. Noch jetzt soll der gepeinigete Schimmelreiter oft des Nachts auf jenem Hügel zwischen Hausen und Kappel erscheinen, um seinen fürchterlichen Schwur zu wiederholen, worauf er dann plötzlich unter dem Hohngelächter des Bösen wieder im Erdboden verschwindet.

„Unsere Großmutter selig hat uns Kindern vor Jahren eine ähnliche Sage aus Mettmenstetten erzählt“, berichtete Frieda. „Der Besitzer einer Del-Trotte im Oberdorf hätte die Bauern fortwährend im Handel betrogen. Er wurde deshalb dazu verdammt, nach seinem Tode als ruheloser Geist nächtlicherweile die Delmühle zu treten. Wenn er bei seinem Tun jedoch von Menschen entdeckt wird, flieht er in Gestalt eines Pudels heulend durchs Dorf hinab und verschwindet auf dem Friedhofe“.

„Mir ist noch eine andere Mettmenstetter-Sage bekannt, die von einem Schimmelreiter zu berichten weiß, dem zuliebe der Sigrift am Sonntag mit dem Einläuten jeweilen zuwarten mußte, bis jener auf der Anhöhe oberhalb des Dorfes sichtbar wurde“, bemerkte Ernst. — Richtig, — versetzte der Sigriften-Karl, — diese Anekdote bezieht sich wahrscheinlich auf einen gewissen Rychener im Buchstock, welcher der Gemeinde



beim bereits erwähnten Umbau der Kirche eine beträchtliche Geldsumme an das neue Geläute gestiftet haben soll.

Doch wir verlieren den Faden unserer Reformationsgeschichte. Zurück also zu den „frommen“ Zürchern und dem verweltlichten Klerus.

Da der damalige Bischof von Konstanz mit den fehlbaren Geistlichen viel zu nachgiebig war, griff der Rat von Zürich mehr und mehr in die kirchlichen Kompetenzen ein, indem er eine Aufsicht über die Verwaltung der Klöster ausübte, die Geistlichen unter die staatliche Gerichtsbarkeit stellte, ja sogar die Besetzung der Pfarrstellen sich nach und nach aneignete. Durch strenge Sittengebote suchte er die Frömmigkeit durchaus im Sinne des katholischen Glaubens zu fördern und durch Berufung hervorragender Geistlicher das gesunkene Ansehen der Kirche wieder zu heben. Am Johannerstift zu Ruznacht wirkte der hochgeachtete Komtur Schmid, im Kloster Kappel seit 1519 der ausgezeichnete Abt Wolfgang Joner, und an das Grossmünster zu Zürich wurde der durch seine Predigten und humanistische Gelehrsamkeit berühmt gewordene Leutpriester von Einsiedeln, Ulrich Zwingli, berufen.

Am 1. Januar 1519 trat dieser sein schweres Amt an, indem er sich sogleich mit ganzer Energie gegen das Grundübel der allgemeinen Sittenlosigkeit, gegen das Reislafen und das Pensionenwesen wandte. Er gewann bald so großen Anhang und so bedeutenden Einfluß auf den Rat der Stadt, daß er im Jahre 1521 den Abschluß eines Soldbündnisses mit Frankreich

hintertreiben und damit dem Keislaufen einen Kiegel schieben konnte. Die Regierung hatte vor dieser wichtigen Entscheidung, die sie zur ganzen übrigen Eidgenossenschaft in Gegensatz stellte, das Landvolk über seine Meinung angefragt, welche übereinstimmend dahin ging, man müsse sich des fremden Kriegsdienstes gänzlich entschlagen. So entschied auch das Aemtlervolk an der Freiamtsgemeinde, und der einflußreiche Müller zu Mettmensletten erklärte einigen Zugern, die ihn deswegen schmähten, er sei weder französisch noch kaiserlich, sondern ein guter Eidgenosse und Zürcher.

Durch diesen Bruch mit seiner bisherigen Politik wurde auch die Anbahnung der kirchlichen Reformen beschleunigt. Wohl hatte schon 1519 Zwingli dem Ablasskrämer Samson den Eintritt in die Stadt verwehrt, wohl war er von Anfang an für die freie Predigt eingetreten, die Beziehungen mit dem Papste aber waren deswegen nicht abgebrochen, ja noch 1523, als er bereits die Unsitten in den Klöstern und das Fasten bekämpfte, die Priesterehe verlangte und mit Anna Reinhart, der Witwe des 1517. verstorbenen Junkers Hans Meher von Anonau heimlich vermählt war, verkehrte der Papst Hadrian VI. in freundlichster Weise mit Zwingli und stellte ihm für seine Dienste reiche Belohnung in Aussicht.

Im gleichen Jahre aber löste sich Zürich endgültig von Rom los und nahm energisch die kirchlichen Reformen an die Hand. Zwingli wurde hiebei in hervorragender Weise von dem Abte des Klosters Kappel, Wolfgang Zoner unterstützt, der das Kloster in

ein theologisches Seminar umwandelte und den jungen Johannes Bullinger von Bremgarten als Lehrer dahin berief. Kappel wurde zu einer Hochburg der Reformation, und der Abt wurde zum eigentlichen Reformator des Anonauer-Amtes, indem er abwechselnd in den verschiedenen Kirchen predigte und die widerstrebenden Geistlichen zu gewinnen suchte. Trotzdem aber schritt die Reformation in unserm Bezirke wegen seiner Grenzlage gegen die katholische Innerschweiz nur langsam vorwärts und gelangte erst 1524 völlig zum Durchbruch. Anhänger Zwinglis waren die beiden sittenstrengen Pfarrer Johann Ammann und Rudolf Ammann zu Kifferzwil und zu Anonau, die wegen ihrer Predigten vor den Bischof zitiert, durch den Rat von Zürich aber geschützt wurden. Ein stürmischer Draufgänger war Pfarrer Johann Weber zu Hedingen, der mit der Entfernung der Bilder und der Abschaffung der Messe allen andern voranging. Seinem Beispiele folgten Pfarrer Räf zu Affoltern und Pfarrer Klingler zu Ottenbach. Am meisten sträubte sich gegen die neue Ordnung Maschwanden. Der dortige Pfarrer Konrad Hesselin trat offen gegen Zwingli auf und versocht an der Freiamtsgemeinde zu Mettmensstetten im Herbst 1524 energisch den alten Glauben, weswegen er abgesetzt wurde. Dieses Beispiel veranlaßte nun auch den Pfarrer Pur zu Mettmensstetten zu einer Gesinnungsänderung. Er beherbergte in seinem Hause über ein halbes Jahr lang den berühmten Gelehrten Thomas Platter, um die alten Sprachen zu erlernen und sich in das Studium der Bibel versenken zu können. 1526

war die Reformation so stark durchgedrungen, daß selbst das von Kappel gegründete, auf Zuger Gebiet liegende Kloster Frauental vorübergehend einging, weil sich ein großer Teil der Nonnen verehelichte.

Diese Umwandlung ging freilich nicht ohne schwere Parteikämpfe und revolutionäre Zuckungen vor sich. Mehrmals mußten der Abt Joner zu Kappel, der Landvogt Berger zu Anonau oder sogar der Rat von Zürich sich ins Mittel legen, um Unruhen vorzubeugen. Vielerorts wollten die Bauern den Zehnten, die einstige Kirchensteuer, nicht mehr entrichten. So reichten im Jahre 1525 die Leute von Heisch-Hausen der Regierung eine Eingabe mit 14 Artikeln ein, worin Erleichterung der Abgaben verlangt wurde. Doch die Stürme legten sich in unserm Bezirke bald wieder, und das Einvernehmen mit der Stadt wurde ein so gutes, daß an der Zürcher Kirchweih im Jahre 1526 eine Aemtler-Delegation von 490 Mann besonders freundschaftlich empfangen und bewirtet wurde. Im allgemeinen gehörte das Anonauer-Amt zu den regierungstreuesten Vogteien, auf die sich die Stadt in der Folgezeit verlassen konnte, um so mehr, als auch die Wiedertäuferbewegung in unserer Gegend keinen fruchtbaren Boden fand.

„Dies wundert mich“, unterbrach Ernst, „haben denn die Aemtler bei der Regierung nicht im Gegenteil als ziemlich störrisch gegolten und die Stadt mehrmals zu bewaffnetem Einschreiten veranlaßt?“ — Das war später, — erwiderte der Sigristen-Karl, — nicht aber während der Reformation. Der Grund dieses

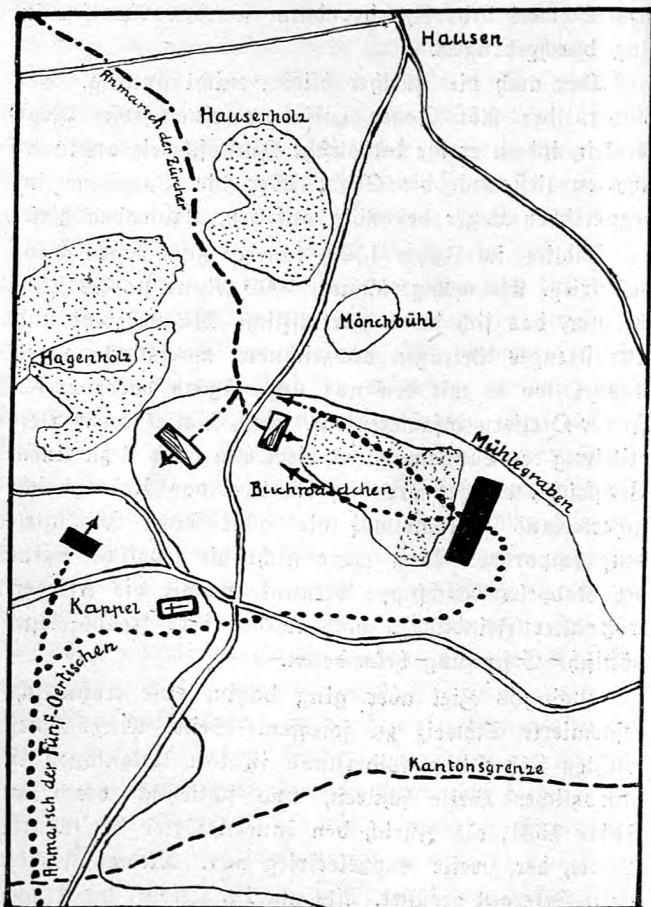
Verhaltens liegt wohl darin, daß das Amt in Folge seiner gefährdeten Lage mehr als andere Landesgegenden auf die Hilfe der Stadt angewiesen war, denn die Kriegsanzeichen mehrten sich in bedrohlicher Weise. Seitdem der neue Glauben sich über einen großen Teil der Schweiz ausgebreitet, seitdem Zürich durch ein evangelisches Burgrecht mit Konstanz, Bern, St. Gallen, Biel, Schaffhausen, Basel, Mülhausen und Straßburg seine Stellung gewaltig verbessert und das politische Uebergewicht erlangt hatte, drängte Zwingli zu einem Kriege mit den 5 Orten Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug, da er hoffte, er könne dort durch den Sturz der päpstlich gesinnten Regierungen seiner Lehre zum Siege verhelfen. Der Haß zwischen den beiden Parteien wuchs deshalb ins Unerträgliche. Die jahrhundertealten freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Anonauer-Amt und Zug wurden plötzlich zerrissen, und erst nach zahllosen gehässigen Streitigkeiten und Prozessen konnten die kulturellen Zusammenhänge allmählich gelöst werden, die vielfach zwischen katholischen Gemeinden oder Familien und zürcherischen Gotteshäusern wie Kappel, Mettmenstetten und Affoltern bestanden. Mehrmals wurden das Kloster Kappel und das Schloß Anonau durch ihre katholischen Nachbarn mit Ueberfall bedroht, so daß die Regierung sich genötigt sah, dort Waffenarsenale anzulegen. Öffene Beschimpfungen und Gewalttätigkeiten waren nichts Seltenes; bald ritt ein Reisläufer durch das Amt und sang Spottlieder auf Zwingli, ein andermal wurde der Pfarrer zu Ottenbach durch einen Schwyzer mit

dem Schwert bedroht, oder dann wurden Aemtler in Zug durchgeprügelt.

Aber auch die Zürcher blieben nicht untätig. Besonders der Abt Zoner entsaltete eine große Regsamkeit, indem er die katholische Innerschweiz auskundschaften ließ und die Stadt über die Vorgänge im gegnerischen Lager beständig auf dem Laufenden hielt.

Endlich, im Jahre 1529, kam es zum ersten Kappelerkrieg. Ein wohlgerüstetes, 4000 Mann starkes Zürcherheer, das sich durch vortreffliche Manneszucht und sittenstrenges Betragen auszeichnete, marschierte gegen Kappel, wo es mit den nur ungenügend vorbereiteten Inner-Ortlern zusammentraf. Doch kam es durch Vermittlung des Landammanns Aebi von Glarus zu einem Vergleiche, welcher der Reformation das Uebergewicht sicherte und Zwingli auf die Höhe seiner Machtstellung emporhob. Wem wäre nicht die fröhliche Szene der Kappeler-Milchsuppe bekannt, womit die Krieger, trotz aller Feindschaft, doch wieder ihre freund-eidgenössische Gefinnung bekundeten.

Zwinglis Ziel aber ging dahin, eine einheitliche reformierte Schweiz zu schaffen. Seine Maßnahmen mußten daher den Widerstand in den Urkantonen in bedrohlicher Weise schüren, und schließlich brach im Jahre 1531, als Zürich den innern Orten den Markt sperrete, der zweite Kappelerkrieg aus. Diesmal waren die 5 Orte gut gerüstet. Als am 10. Oktober die Kunde eintraf, ein starkes katholisches Heer sammle sich in Zug und Baar, erging in Zürich der Sturm. Doch Zwingli hatte viele einflußreiche offene und geheime



Situationsplan der Schlacht bei Kappel.

Maßstab 1 : 25,000.



Gegner, die seine Pläne teilweise zu durchkreuzen wußten, so daß eine kaum 1200 Mann starke Vorhut unter der Führung des Hauptmanns Göldli, eines der Reformation abgeneigten Patriziers, zur Verteidigung des Albispasses ausdrückte, mit dem strengen Befehl, sich vorläufig in keine Schlacht einzulassen.

Verfolgen wir auf der vorstehenden Skizze den Hergang des für die Schweiz so bedeutsamen Ereignisses, das sich nun auf dem Boden unserer engeren Heimat abspielte.

Göldli marschierte auf der alten Albisstraße über Türlen, Vollenweid, Schonau gegen Kappel und bezog dort auf einer kleinen Anhöhe eine Stellung, die zur Rechten vom Hagenholz, zur Linken von einem Buchenwäldchen, genannt Scheurenmooshölzli, flankiert und gegen Westen und Südwesten durch den breiten Mühlebach geschützt war. Da man einen Angriff durch überlegene feindliche Kräfte gewärtigen und eventuell auf den Rückzug bedacht sein mußte, rieten die Unterführer, man möchte sich hinter den im Rücken befindlichen Mühlegraben und die unwegsamen Riedflächen auf den Mönchbühl zurückziehen, welcher eine weit bessere Verteidigungsstelle sei. Göldli aber schlug eigensinnig alle Warnungen in den Wind und erwartete den Angriff der 5 Dertischen, welche gegen Mittag des 11. Oktober 8000 Mann stark auf der alten Zugerstraße heranrückten. Die Vorhut zog am Isliberg vorbei und versuchte, die zürcherische Stellung von Südwesten her, wo jetzt die Mäsenhäuser stehen, anzugreifen, erlitt aber durch die zürcherische Artillerie namhafte Verluste. Man er-

kannte die Schwierigkeit dieses Vorgehens und zog sich mit der nachrückenden Hauptmacht hinter das Kloster Kappel zurück, welches besetzt wurde. Hierauf suchten sie eine bessere Aufstellung zu gewinnen, indem sie in östlicher Richtung gegen Allenwinden die zürcherische Position umgingen und sich hinter dem Buchenwäldchen in geschützter Lage festsetzten. Dieses Umgehungsmanöver wäre für die Zürcher der geeignete Zeitpunkt zum Angriff gewesen. Mehrere Unterführer rieten Göldli zur Eröffnung des Kampfes, so auch der einflußreiche Müller Rudolf Gallmann zu Mettmensjetten, der ausrief: „Jetzt sind sie unser; gewiß, wenn wir sie jetzt angreifen, sind sie geschlagen; lassen wir sie aber herauskommen, daß sie in uns fallen und angreifen, so sind wir geschlagen!“

Göldli aber verharrte untätig in der nun ungünstig gewordenen Stellung und wies auch neuerliche Vorschläge zum Rückzug auf den Mönchbühl ab, trotzdem die inzwischen eingetroffene Hauptmacht der Zürcher, in der sich Zwingli mit seinen besten Freunden und Anhängern befand, nur 700 Mann stark war. Die 5 Dertischen hielten Kriegsrat und beschloßen, da sie die Schwäche der Zürcher nicht kannten, den Angriff auf den folgenden Tag zu verschieben. Damit waren aber viele der Ihrigen nicht einverstanden. Ein Urner namens Hans Jauch unternahm mit etwa 300 Unterwaldner Büchsenchützen einen Angriff auf die Zürcher, welche sich sofort zu kräftiger Gegenwehr bereit stellten. Nun eilte aber auch die Hauptmacht der Waldstätte herbei und bedrängte den linken Flügel der

Reformierten so sehr, daß sie in ihrer Rückzugslinie bedroht waren und sich deshalb bald in regellose Flucht auflösten. Ein wildes Morden hub an, in dem über 500 Zürcher den Tod fanden, unter ihnen Zwingli, der, verwundet an einem Baum lehrend, von den Katholischen erkannt, und wegen Verweigerung der Beichte durch einen Unterwaldner Söldnerhauptmann den Todesstreich empfing. Sein Leichnam wurde nach dem Urtheil des Kriegsgerichtes gevierteilt und verbrannt.

Mit Zwingli lagen auf der Walstatt verschiedene seiner nächsten Verwandten, 7 Mitglieder des kleinen und 19 des großen Rates, 7 Geistliche aus der Stadt und 13 vom Lande, darunter der Komtur Schmid zu Rüsnacht und Abt Wolfgang Joner zu Kappel. Aus dem Knonauer-Amt allein, das 3—400 Mann gestellt hatte, waren 86 Mann ums Leben gekommen, nämlich von Mettmensstetten 15 (darunter die drei Brüder Gallmann), von Affoltern 14 (darunter Pfarrer Mäf), von Rifferswil 12, Hausen 9, Kappel 8, Ottenbach 8 (darunter Pfarrer Klingler), Stallikon 8, Hedingen 5, Bonstetten 5, Knonau 1 und Maschwanden 1. Die geringen Verluste der beiden letzten Gemeinden rühren wohl daher, daß deren Mannschaften am Kampfe wahrscheinlich gar nicht teilnahmen, sondern das Schloß zu Knonau decken mußten.

Der Hauptstrom der Flüchtigen wälzte sich über Grindlen und Bollentweid dem Albispasse zu. Besonders viele Opfer kostete der Rückzug über den Mühlegraben. Hier fiel der Bannerträger der Zürcher, Zunftmeister Schwyzer. Sein Vorträger Rambli riß die

Fahne an sich, wurde aber so hart bedrängt, daß er unterzugehen drohte. Da lief Adam Näf von der Wollentweid herzu und schlug ihn mit dem zweihändigen Schwerte heraus. — Die Stadt Zürich verlieh ihm nachher für diese That das zürcherische Bürgerrecht und einen ansehnlichen Hof. Seine Nachkommen bewohnen heute noch die in der Nähe des Schlachtfeldes erbauten Näfshäuser. — Rambli eilte mit dem geretteten Banner, so viel er vermochte, über die Häuser Allmend. Als er aber seinen Verfolgern in die Hände zu fallen drohte, warf er es bei der Schonau über einen Grünhag, wo es durch Uli Denzler von Mänikon aufgefangen und über den Albis in Sicherheit gebracht wurde.

Groß war zu Stadt und zu Lande der Schmerz über die verlorene Schlacht und die gewaltigen Verluste, und schwer war die Einbuße, welche das Reformationswerk besonders in den gemeinen Herrschaften erlitt. Im Kanton Zürich freilich blieb es trotz aller Anfechtungen von innen und von außen siegreich bestehen. Der einstige verdiente Lehrer am Kloster Kappel, Heinrich Bullinger von Bremgarten, wurde als Nachfolger Zwinglis an das Großmünster Zürich berufen, und er verstand es, in versöhnlichem Geiste die aufgebrachten Gemüther allmählich zu beruhigen, das großzügige Werk Zwinglis aber innerlich zu festigen und auszubauen.

Das Landvolk jedoch war über die städtische Politik erbost und verlangte Genugthuung, so auch das Amt, welches nach der Schlacht durch die übermütigen Sieger bis nach Hedingen hinunter gebrandschakt worden war. Mit den sogenannten Kappelerbriefen suchte die

Stadt die aufgebrachte Landschaft zu besänftigen, gewährte gewisse Erleichterungen an Zins und Zehnten, sowie Entschädigungen für erlittene Verluste, und versprach, in Zukunft in allen wichtigen Angelegenheiten die Meinung des Landvolkes wieder einzuholen und die Geistlichkeit von der Politik auszuschließen.

Wohl noch längere Zeit mögen die unruhigen Kriegszeiten im Aemtlervolk nachgewirkt haben. So berichtet Landvogt Berger im Jahre 1532 von einem Streifzuge Einiger von Hedingen nach Lunthofen, wo das Pfarrhaus erbrochen und verwüstet und der katholische Geistliche barsfuß entführt und über die Reuß vertrieben wurde. Dies und viele andere ähnliche Vorkommnisse zeigen, wie sehr das Volk damals an den politischen Ereignissen Anteil nahm, und wie wild und ungezügelt es sich seinen einmal entfesselten Leidenschaften hingab.

---

## 8. Abend.

Es ist ein düsteres Blatt in unserer Geschichte, das ich heute vor euch aufrollen muß, — begann der Sigristen-Karl seinen nächsten Vortrag, — eine Zeit der Erschlaffung und Erstarrung sowohl im staatlichen als auch im kirchlichen Leben. Und für unser Landvolk war es eine neue Epoche schlimmster Tyrannei, so daß wir das heutige Kapitel am besten überschreiben können:

## Zeiten der Knechtschaft.

Die Reformation hatte das ganze Volk bis in den tiefsten Grund aufgewühlt. Nun aber machte sich, besonders auf dem Lande, eine zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber den öffentlichen Dingen geltend, und die Stadt mußte dies geschickt zur weitem Stärkung ihrer Vorzugsstellung auszubenten. Dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, strebte sie nach größerer Einheitlichkeit in der Verwaltung ihrer Untertanengebiete, indem sie dem Landvolke seine einstigen politischen und wirtschaftlichen Sonderrechte, die es seit Jahrhunderten ängstlich behütet und sich in mutigen Volkserhebungen gesichert hatte, allmählich entzog. Die zur Reformationszeit üblich gewordenen Volksanfragen gingen ein, die Dorf- und Hofoffnungen, die den Landgemeinden gewisse Selbständigkeit in Verwaltungssachen gewährt hatten, mußten den „Amts- und Herrschaftsrechten“ der einzelnen Vogteien weichen; — Anonau z. B. erhielt ein solches Amtsrecht im Jahre 1535. — Die Stadt war Landes-, Gerichts- und Grundherrin; bezog Zinse, Steuern, Zölle; forderte Frondienste, schuf Monopole, beanspruchte den Totenfall, d. h. das beste Haupt Vieh oder das beste Kleid eines Verstorbenen; besaß sämtliche Jagd- und Fischrechte und übte seit der Reformation auch die kirchliche Oberhoheit aus. Sie bestimmte den Glauben und gelangte nach und nach auch in den Besitz der Kirchengüter und Zehnten. Zu denjenigen von Bonstetten, Ottenbach und Hedingen hinzu, die sie schon vor der Reformation besaßen, eignete

sie sich bald die von Mettmensstetten, Rifferswil, Anonau und Kappel an, wo eine neue Pfarrei geschaffen wurde.

So machte sich immer mehr eine absolute Regierungsweise geltend, wie sie sich in Frankreich herausgebildet hatte, wie sie aber unser Volk bis anhin noch nie erlebt. Es genügte nicht, daß sich die Stadt von der Landschaft strenge schied und hochmütig auf das unterdrückte Bauerntum herablickte, auch in der Stadt selbst vollzog sich eine Scheidung in Vornehme und Geringe, Bürger und Ansäßen, welche letztere von den Regierungsgeschäften gänzlich ausgeschlossen waren. Um den Anteil an der Regierungsgewalt auf möglichst wenige Bevorzugte zu beschränken, wurden die Aufnahmen ins städtische Bürgerrecht immer mehr erschwert und schließlich ganz eingestellt. So erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß z. B. im Jahre 1588 die Stadt nur 1600 Bürger zählte, welche über die 100 000köpfige Einwohnerschaft des ganzen Kantons herrschen durften.

Doch auch unter den Stadtbürgern gab es wieder mehr oder minder Bevorzugte, Regimentsfähige und nicht Regimentsfähige, so daß tatsächlich die Regierungsgewalt: Bürgermeister-, Rats-, Vogts-, Offiziers-, Pfarrstellen u. s. w. ausschließlich in den Händen einer kleinen Gruppe von Patrizierfamilien lagen, deren vornehmste die Escher, Hirzel, Holzhalb, Grebel, Meiß, Meyer von Anonau und Werdmüller waren. Die Erinnerung an einstige Volksrechte schien in diesen Kreisen gänzlich erloschen zu sein, denn jede Einmischung



in die Staatsgeschäfte war streng verboten und wurde schwer geahndet. Die Obrigkeit betrachtete sich als von Gott eingesetzt und verlangte von ihren Untergebenen tiefste Unterwürfigkeit, die sich äußerlich in den schwulstigen Anreden amtlicher Schreiben widerspiegelte. So berichtet ein Landschreiber zu Anonau im Jahre 1646 an den Rat zu Zürich: „Wir sagen unsern gnädigen Herren für ihre hohe, große Gnad' und väterliche Mildigkeit in tiefster Untertänigkeit unsern Dank, und wollen dabei den allmächtigen Gott und Regenten des Himmels und der Erde bitten, daß er unsere gnädigen Herren als unsere angeborenen Väter in guter glückseliger Regierung erhalte und ihnen hernach das ewige Leben verleihen wolle“.

Schon dieses einzige Beispiel, das ich mir aus einer Chronik herausgeschrieben habe, zeigt uns zur Genüge, wie eng dazumal die Begriffe von Staat und Religion verquickt waren. In der Tat waren beide Institutionen derart ausgebaut, daß sie sich gegenseitig die unumschränkte Macht sicherten. Die zur Staatskirche emporgestiegene Lehre Zwinglis, die sich 1548 mit der kalvinischen zur reformierten Kirche vereinigte, duldete keinerlei Abweichung von ihrem Bekenntnis und verfolgte jede Freidenkerei als Ketzerei und Zauberei. Die Reformation vermochte selbst die düstern Hexenprozesse und Hexenverbrennungen nicht zu bannen; Aberglauben, Unwissenheit und Fanatismus feierten auch jetzt noch ihre Triumphe, wurden doch im Kanton Zürich allein in den Jahren 1571—1598 37 Hexen verbrannt.



Ein Ruf des Entsetzens ging durch unsere kleine Versammlung. „Unglaublich!“ — sagte Martha, — „dann herrschten ja dazumal noch Zustände wie in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters“.

Der Geist der Reformation war allerdings verschwunden, — fuhr der Sigristen-Karl fort. — Wohl hatte die zürcherische Kirche in Johannes Bullinger und später in Antistes Breitinger sehr tüchtige Leiter gefunden; aber die Zeit für einen freien Glaubenskultus schien noch nicht gekommen.

Am schlimmsten war natürlich das Loos des Bauernstandes. Die Landwirtschaft lag noch immer darnieder. Missernten verursachten oft schwere Hungersnöte, die furchtbare Krankheiten im Gefolge hatten. Zu wiederholten Malen, besonders in den Jahren 1564—65, 1575, 1586 und während des Dreißigjährigen Krieges wütete die Pest und forderte so viele Opfer, daß es oft schwer fiel, sie alle ordentlich zu bestatten. Besonders unbequem mußte dies für die Neugster sein, die damals noch zu Mettmensätten kirchgenössig waren. Sie luden die Toten auf ein Fuhrwerk und führten sie auf holperigen Wegen, die sonst nur zu Fuß begangen wurden, über die Wengi und den Homberg zum Friedhof, wobei das sogenannte Neugstergätterli, das hievon seinen Namen ableitet, passiert werden mußte. Nun geschah es einst, daß während des Transportes beim Buchstod unbemerkt eine Leiche vom Wagen fiel. Als die Führer kurze Zeit nachher dessen inne wurden, beschlossen sie, ihren Weg mit den übrigen trotzdem fortzusetzen und den Verlorenen liegen zu lassen, da man

ihn ja in Bälde, das heißt beim nächsten Begräbnis, mitnehmen könne. Darnach soll der Ort Totenmöskli benannt worden sein.

„Gräßlich!“ rief Trudi erschauernd aus, und auch die andern konnten sich eines stillen Gruselns nicht erwehren.

Mehr aber als durch dies alles, — fuhr der Sigristen-Karl weiter, — verschlimmerte sich die Lage der Landbevölkerung wieder infolge des abermals um sich greifenden Keislaufs. Nicht nur im kirchlichen, auch im politischen Leben war der reformierende Geist Zwingli verfliegen. Die Behörden erlagen neuerdings den Verlockungen des französischen Werbegoldes. Trotz der heftigen Warnungen des Antistes Breitinger schloß Zürich im Jahre 1613 wieder einen Goldvertrag mit Frankreich ab; wiederum floßen reichliche Pensionen und Jahrgelder in die Taschen der zürcherischen Aristokraten, und wiederum wanderten Tausende von Vätern und Söhnen in fremde Kriegsdienste. Im Jahre 1618 schloß Zürich einen zweiten Goldvertrag mit Venedig, und im gleichen Jahre brach der furchtbare dreißigjährige Krieg aus, der rings um die Schweiz herum tobte und Europa, besonders aber Deutschland dem Ruin entgegenführte.

Glücklicherweise fanden die Eidgenossen die Kraft, angesichts des entsetzlichen Völkermordens ihre eigenen Streitigkeiten hintan zu setzen, die Neutralität zu erklären und durch eine Grenzbesetzung das Uergste von der Heimat abzuwenden. Aber wann auch die Schweiz

von den Deutschen als ein irdisches Paradies gepriesen wurde, so auferlegte die fortwährende militärische Bereitschaft, das Söldner-Unwesen, die allgemeine Unruhe und Unsicherheit, herumstreifendes Gefindel u. s. w. dem Volke doch mancherlei Bürden und Lasten, die seine Unzufriedenheit immer mehr steigerten. Es waren besonders die außerordentlichen Steuern, wie die Schaffung des Salzmonopols, welche die Bauernschaft schwer schädigten. Die Errichtung von Prososen- oder Landjägerposten, zu deren Bestreitung wiederum eine besondere Steuer erhoben werden mußte, dazu der allgemeine Geldmangel, Fehljahre u. s. w. trieben schließlich das zürcherische Landvolk zur Empörung.

Im Jahre 1645 entstanden Unruhen in der Vogtei Kyburg, die aber im Keime erstickt und mit Gefängnis und schweren Bußen geahndet wurden. Doch das herausfordernde und hochmütige Gebaren der Regierung weckte nun auch am See, in der Herrschaft Wädenswil den Widerstand. Aufgereizt und unterstützt durch die Schwyzer, Zuger und das Nonauer-Amt kündigte sie der Stadt den Gehorsam. Es wurden Volksversammlungen abgehalten, an denen sich auch aus unserm Bezirk über 10 Mann beteiligten, und in denen man Gleichstellung mit der Stadt verlangte. Am 25. August 1646 trat nun auch die Freiamtsgemeinde in der Kirche zu Mettmensjetten zusammen, schloß in rebellischer Weise die Pfarrer, Vögte und Regierungsvertreter von der Versammlung aus und forderte gebieterisch die Abschaffung der Landjägersteuern.

Um das aufständische Wädenswil zu isolieren, versprach die Regierung allen denjenigen, die sich unterwerfen würden, Steuernachlaß. Am 3. September sammelte Landvogt Schlatter zu Nonau die fünf Untervögte, die Freiamtsoffiziere und die Ausschüsse der Gemeinden im Schlosse zu Nonau und eröffnete ihnen diesen Erlaß, worauf das Amt reuig zum Kreuze kroch. Nachdem auch die übrigen Vogteien ihren Gehorsam bekundet hatten, vollzog die Stadt die Strafexpedition nach Wädenswil, welches durch 5000 Mann unter General Werdmüller militärisch besetzt, entwaffnet und zur Abbitte gezwungen wurde.

Doch das allgemeine Truppenaufgebot der Stadt stieß im Amt auf scharfen Widerstand. Vergeblich bat es, daß man es hievon befreie. Am 17. September traf ein Reiterleutnant mit 60 Reitern in Affoltern ein, um die Mobilisation durchzuführen. Die Entrüstung der Aemtler war derart gestiegen, daß die Verhaftung eines Mannes genügte, einen Auslauf im Oberamt zu verursachen. Die Bauern bewaffneten sich und zogen, 200 Mann stark, vor Kappel, wo sie von Amtmann Scheuchzer verlangten, der Gefangene müsse freigegeben, der Freiamthauptmann abgesetzt und der Reiterleutnant vom Gaul geschossen werden. Der Amtmann vermochte die Menge jedoch mit Trunk, Brot und guten Worten so zu beruhigen, daß sie ohne Gewalttätigkeiten sich wieder zerstreute. Auch in Rifferswil stießen die Regierungstruppen auf bewaffneten Widerstand, so daß nun in der That das Aufgebot der Aemtler nicht ausgeführt wurde. Dafür aber rückte

am 24. September General Werdmüller mit einer Truppenabteilung über den Albis, um das Amt zum Gehorsam zu zwingen. Auf der Niedmatt bei Hausen wurde öffentlich Gericht gehalten und die Landvogtei Anonau durch die Obrigkeit aufs schärfste verwarnt. Sämtliche Gemeinden hatten durch ihre Vertreter um Verzeihung zu bitten und der Regierung aufs neue Gehorsam und Treue zu geloben. Hernach wurden die Anführer aufgerufen und, 28 an der Zahl, je zwei und zwei zusammengefesselt, nach Zürich abgeführt.

Mit unerbittlicher Strenge vollzog die Stadt die Bestrafung der Schuldigen von Wädenswil und vom Amt; jede Vermittlung der 5 Orte wurde scharf abgelehnt. Damit das Urtheil nicht zu gelinde ausfalle, verwendete sich überdies noch Dekan Müller zu Ottenbach in folgendem Schreiben an den Rat: „Ich bin kein rauher Mann und nicht blutgierig, doch durch Gottes Gnade beherzt und habe in göttlichen und menschlichen Dingen einiges Wissen. Deshalb zeige ich meine Meinung darüber an, wie mit den Rebellen umzugehen sei. Die Rebellion in unserm Freiamt ist die allerböseste, bei welcher der listige Teufel seine Klauen gar nicht verbergen kann. Eine Auslehnung findet etwa ihre Ursache, diese gar keine, denn sie ahmt nur die Wädenswiler nach, die entstanden ist von Lügen und Mordgeist und fortgesetzt wird mit Schreien, Toben, Wüten, Drohen, Fluchen und Schwören. Das Gotteshaus Mettmensstetten wurde damit nicht verschont, die anwesende obrigkeitliche Vertretung nicht geehrt, die Einstellung des Steuerbezuges nicht geachtet; Gelübd'

und Eid blieben außer Betracht; obrigkeitliche Ehr und Gewalt liegen in den Kot getreten; aller Gehorsam ist versagt; gegen Träger obrigkeitlicher Gewalt wurde geschossen. — Wer wagt zu sagen, daß eine solche teuflische Bosheit nicht aufs höchste müsse bestraft werden? Da soll nicht der Grundsatz gelten: Strafe für wenige, Furcht für alle! Denn alle sind strafenswerth, wiewohl nicht in gleichem Maß. — Die Obrigkeit trage das Schwert nicht vergeblich; sie soll es gebrauchen zur Bestrafung des Bösen! — Ich gedenke nicht, daß man alles töten solle, aber auch nicht, daß man nur einem oder zweien das Leben nehmen soll“ — u. s. w.

Das Urtheil der Regierung war streng genug, sieben Mann wurden zum Tode geführt, darunter drei Aemtler, nämlich Ulrich Huber aus der Riedmatt, Jakob Fric aus der Vollenweid und Rudolf Ruffer, Müller, sämmtliche aus Hausen. — „Mit Erkenntnis der gnädigen Herren Rät und Burger sind die drei Genannten also gerichtet, daß sie dem Richter befohlen werden. Er soll ihnen die Hände hinterwärts binden, sie auf die Richtstätte führen und ihnen daselbst die Häupter von den Körpern schlagen, daß ein Wagenrad zwischen durchgehen mag und sie damit von Gerichts und Rechts wegen gebüßt haben“; — so lautete der Richterspruch der „gnädigen Herren“. Während sich Pfarrer Eberhard in Hedingen, Pfarrer Kramer in Mettmensetten, Pfarrer Burkhard in Maschwanden, Pfarrer Stolz in Affoltern, ja sogar die Vogtbehörden, Amtmann Scheuchzer zu Kappel, Landvogt Schlatter und Landschreiber Eßlinger zu Nonau für Begnadigung

der übrigen Gefangenen bei der gestrengen Obrigkeit verwendeten, schrieb Dekan Müller, der mit dem geflossenen Blute nicht zufrieden war, einen neuen „gründlichen Bericht über etliche weitere Rebellen, derselben gottlose Reden und verfluchtes Verhalten“ nach Zürich und schloß mit den Worten: „Ich bitte Gott, daß er meinen gnädigen Herren mit dem Geist der Weisheit, des Rates und der Tapferkeit beistehe“.

Am 31. Oktober erging das Urteil auch über die andern Inhaftierten; es waren deren noch 51. Zwei wurden frei entlassen, 23 auf ein Gelübde hin, 13 nach getanem Fußfall und geleistetem Schwur, 8 verblieben zu weiterer Gefangenschaft verurteilt.

Damit war die Regierungsgewalt über alle Freiheitsgelüste des Landvolkes Meister geworden, und hochmütig beutete sie ihren Triumph aus. Die Bauern aber waren derart zerknirscht, daß sie sieben Jahre später, im großen schweizerischen Bauernkrieg, als sich die Landleute in den Kantonen Luzern, Bern und Solothurn gegen ihre Unterdrücker, die Städte, erhoben, gehorsam unter General Werdmüller gegen ihre Leidensbrüder zu Felde zogen und dem Aristokratentum getreulich halfen, die Fahne der Tyrannenmacht siegreich wieder aufzupflanzen.



## 9. Abend.

Ernst und Paul brachten an die nächste Zusammenkunft ihres kleinen Freundeskreises ein merkwürdiges altes Bild mit, ein Erbstück noch aus Großvaters Zeiten. Es stellte die letzte Freiamtsgemeinde im Rüteli zu Mettmensjetten dar.

Das ist eine recht wertvolle Zeichnung, — bemerkte der Sigriften-Karl, indem er dieselbe aufmerksam betrachtete, — denn sie zeigt uns eine historisch denkwürdige Tagung an einem Orte, der Euch allen wohl bekannt ist. Wir werden heute diese letzte Landsgemeinde der Aemtler erwähnen müssen, da wir von den Schicksalen des Anonauer-Amtes

### Vor dem Untergange der alten Eidgenossenschaft

zu reden haben.

Das letzte Kapitel hat euch gezeigt, wie im Wädenswiler-Handel das Landvolk zum gehorsamen Werkzeug der städtischen Politik gedrillt wurde. Nun konnte die Regierung ihr Augenmerk wieder in vermehrtem Maße ihren Geld- und Machtgelüsten zuwenden. Das Söldnerwesen blühte mächtig empor, und viel teures Blut wurde von der „gnädigen Obrigkeit“ für klingendes Gold den französischen Machthabern verkauft. Daneben nährte die Regierung stets die Hoffnung, die unglücklichen Folgen des zweiten Kappelerkrieges durch einen siegreichen Auszug gegen die 5 Orte endlich abschüt-



teln und die einstige Vormachtstellung wieder zurückgewinnen zu können. Sie benützte dazu die Gelegenheit, als im Jahre 1656 Schwyz eine Anzahl Reformierte aus Arth vertrieb, deren Güter beschlagnahmte und deren Angehörige bestrafte. Wiederum wurde das Knonauer-Amt durch Truppen besetzt, aber es kam in unserm Bezirk glücklicherweise zu keinem kriegerischen Ereignis. Dagegen mißlang der Feldzug der Zürcher gegen das katholische Rapperswil vollkommen, und als schließlich auch die Berner bei Billmergen eine schmachliche Niederlage erlitten, mußten die Reformierten für einstweilen auf die Verwirklichung ihrer Pläne verzichten.

Erst das Jahr 1712 brachte ihnen den gewünschten Erfolg. Ein Streit zwischen den Toggenburgern und dem Fürstbist von St. Gallen führte zu einem neuen Bruderkampf, zum zweiten Billmergerkrieg. Das Knonauer-Amt wurde wegen seiner Grenzlage militärisch gut besetzt, das Waffenarsenal im Schlosse zu Knonau ergänzt. In Ottenbach lag Major Escher, in Maschwanden Major Locher mit Truppenabteilungen, und kundschafteten fleißig die benachbarten Gebiete aus. Im ganzen befanden sich im Amt 8 Bataillone, d. h. etwa 7000 Mann Zürcher Militär. Hauptquartier war Mettmenstetten, später Maschwanden unter Oberst Landolt. Die Gegner hatten ihr Hauptquartier in Steinhäusen; eine größere Abteilung lag beim Kloster Frauental unter Oberstleutnant Brandenburg.

Zwischen den beiden Parteien fanden mannigfache Vorpostengefechte und Scharmügel statt, bei welchen

die Bauern oft bedeutsam geschädigt wurden. So meldete am 10. Mai Major Locher aus Maschwanden, daß daselbst durch die Zuger 5 Pferde, 2 Füllen und 10 Kühe geraubt worden seien. Die Lage spitzte sich immer mehr zu. Am 21. Mai versuchten die Katholiken einen Angriff auf die Vorzebrücke zu Maschwanden; am 24. Mai drang eine Abteilung von Zonen aus gegen Ottenbach vor, wurde aber durch die Zürcher zurückgeschlagen. Ein Bündner Oberst, der auf reformierter Seite mitkämpfte, büßte hiebei mit dem Leben. Seine Leiche wurde fortgeschleppt, mißhandelt, nachher aber der Stadt Zürich ausgeliefert, welche eine Untersuchung gegen das Kelleramt vornahm und die Schuldigen bestrafte.

„Wie war denn Zürich imstande, Ortschaften zu bestrafen, die gar nicht zu seinem Gebiete gehörten?“ fragte Max. — Da bist du eben falsch berichtet, mein Lieber, — antwortete der Sigristen-Karl. — Zonen, Lunghosen und Oberwil gehörten, wie ich euch früher erzählt habe, zum Anonauer-Amt, bildeten von 1703 bis zum Untergange der alten Eidgenossenschaft eine zürcherische Ober-Vogtei und wurden erst unter der neuen Staatsform dem Kanton Aargau zugeteilt.

Doch verfolgen wir die Kriegsplänkeleien an den Grenzen unseres Bezirkes weiter. Sie geben uns ein anschauliches Bild von den Gefahren, Ängsten und Leiden, die das Aemtlervolk infolge dieser unseligen Bruderzwiste zu erdulden hatte.

Am 26. Mai des gleichen Jahres 1712 wurde ein neuer Angriff der Katholiken von Arni her abgeschla-

gen. Durch einen Spion, der am 30. im Hauptquartier zu Mettmensstetten gefoltert und hingerichtet wurde, erfuhr man, daß die Gegner beabsichtigt hatten, von Mühlau her das ganze Amt zu verheeren.

Glücklicherweise kam es nicht dazu, denn nun vollzogen sich rasch die entscheidenden kriegerischen Ereignisse außerhalb unseres Bezirkes. Die Zürcher nahmen unter General Bodmer Wil, Goshau, einen großen Teil der st. gallischen Landschaft bis Rorschach und plünderten das Kloster St. Gallen. Hierauf besetzten sie Uznach, das Gaster und Rapperswil; einen Angriff der Waldstätte auf das besetzte Hünten schlugen sie ab. Die Berner gewannen indessen Mellingen, Bremgarten und Baden und siegten am 25. Juli bei Billmergen in einer blutigen Schlacht über die 5 Vertischen, die infolge der andauernden militärischen Mißerfolge im Friedensschluß zu Aarau die Vormachtstellung der Städte Zürich und Bern und des reformierten Glaubens wieder anerkennen mußten.

Ueber ein halbes Jahr lang glich das Knonauer-Amt einem einzigen großen Feldlager und kostete alle die Leiden und Schrecknisse der Kriegszone durch, ob schon es von den blutigen Ereignissen nicht direkt betroffen wurde. Die Truppen, die zum Teil aus dem Amte selbst stammten, hatten große Entbehrungen durchzumachen; die Verpflegung und Besoldung war schlecht, und schwere Seuchen rafften viele Krieger dahin. Das Freiamtskorps allein zählte 600 Ruhrkranke, die zum Teil in einem Soldatenspital zu Heisch abgesondert wurden. Die Kriegsführung war wild und undiszipli-

niert, Rauben und Plündern, Sengen und Brennen, Mord- und Greuelthaten gehörten zur Tagesordnung und konnten durch die Behörden auch mit den schärfsten Strafen nicht abgewendet werden, da die städtischen Offiziere meistens mit dem schlechten Beispiel vorangingen. Das Kloster Frauental hatte besonders schwer gelitten; es war vollständig ausgeraubt und zum Teil niedergerissen; viele zugerische und aargauische Dörfer waren verwüstet oder niedergebrannt. Doch auch das zürcherische Freiamt hatte unter der steten Einquartierung schwer zu leiden und erhielt für die erlittenen Schäden nur äußerst geringe Entschädigung: das tief verschuldete Maschwanden 700 fl., Mettmenstetten 120 fl., Uttenberg 100 fl., Ottenbach 10 fl., Hausen 70 fl., Rifferzwil 5 fl., Kappel 25 fl., wobei der heutige Geldwert in Franken etwa 10 mal höher einzuschätzen ist.

So sehen wir Zürich zu Anfang des 18. Jahrhunderts am Ziel seiner Politik. Es besitzt mit Bern das unbestrittene Uebergewicht in der Eidgenossenschaft, und demütig knechtisch liegen seine Untertanengebiete ihm zu Füßen und lassen auch die schwere Belastungsprobe dieser Kriege ohne Murren über sich ergehen, gleich, als ob alle einstigen Selbständigkeitsgelüste in ihm gänzlich erstorben wären.

Doch nicht nur politisch, auch wirtschaftlich stand die Stadt auf der Höhe ihrer Entwicklung. Die Baumwoll- und Seidenindustrie hatte einen großen Aufschwung genommen und führte zu einem regen Handelsaustausch mit fremden Ländern. Große städtische Manufakturen vergaben auch an die Landbevölkerung

viel Arbeit und machten dort die Hausindustrie heimisch. Obgleich die ländliche Industrie völlig von der Stadt abhing und der Lohn äußerst gering war, so brachte sie doch etwelches Bargeld auf das Land hinaus und verbesserte dessen Wohlstand.

Zudem machte sich nun auch in der Landwirtschaft eine Wandlung bemerkbar. Das Zeitalter der Aufklärung, des wissenschaftlichen Aufschwunges war angebrochen und brachte auch den Bauern unverkennbare Fortschritte. Der bekannte „Kleinjogg“, Jakob Guyer von Wermatswil, der als Musterbauer in den Neuerungen voranging, wurde eine europäische Berühmtheit, suchte doch sogar Goethe seine persönliche Bekanntschaft. Tüchtige Gelehrte und Landvögte wie Dr. Joh. Kaspar Hirzel, Junker Ludwig Meyer von Ronau und Salomon Landolt förderten die Landwirtschaft in hervorragender Weise. Die Dreifelderwirtschaft wurde aufgegeben und die Bebauung des Landes freigestellt. Der Weidgang ging zurück und die Allmenden wurden zerstückelt. Dafür führte man die Stallfütterung ein und gewann genügend Düngmittel, um die Produktion zu steigern. Durch Bewässern, Drainieren, Anpflanzen von Futterkräutern, Torfabbau u. s. w. konnte man den Boden bedeutend mehr ausnützen. Und schließlich nahm nun, nach den Hungerjahren 1770—72, auch der Kartoffelbau, dem die Bauern bis jetzt kritisch gegenüberstanden, einen mächtigen Aufschwung. Mit der Zunahme des Verdienstes und einer rationelleren Ausnützung des Bodens wuchs auch die Bevölkerungsdichte; sie hatte sich seit der Reformationszeit verdreifacht. Die

drückende Armut wich allmählich, und damit begann das Landvolk sich auch wieder mehr für geistige Bedürfnisse zu interessieren. Nicht mehr bloße ökonomische Besserstellung war sein höchstes Streben, es verlangte nach menschlicher Behandlung, nach Selbständigkeit, nach Bildung.

Zürich war damals ein Mittelpunkt geistigen Lebens; es besaß hervorragende Gelehrte, Künstler und Dichter und beherbergte in seinen Mauern viele europäische Berühmtheiten. Das Landvolk aber war von dieser höhern städtischen Bildung völlig ausgeschlossen und wurde in Unwissenheit und Beschränktheit darniedergehalten. Es bestanden wohl auch auf der Landschaft Schulen, die sich aber in einem äußerst kläglichen Zustande befanden. Der Schulbesuch war freiwillig, die Lehrer ungebildet und sehr gering besoldet. Sie übten die Schulmeisterei gewöhnlich nur als Nebenberuf aus und mußten, da meistens keine Schulhäuser bestanden, auch noch die Schulstube stellen. Der Staat unterstützte die Schulen in keiner Weise; diese waren völlig auf die Opferwilligkeit der Einwohner angewiesen. Unter solchen Umständen waren auch die Erfolge äußerst gering. Psalmenjengen und Katechismus waren die Hauptfächer, Lesen, Schreiben und besonders Rechnen Nebensache, da oft die Schulmeister selber dieser „Künste“ kaum mächtig waren.

So ist es erklärlich, daß man in der Stadt vom Landvolke sehr gering dachte und mit stolzer Verachtung auf dasselbe herunterblickte. Um jedes Freiheitsgefühl in ihm zu ersticken, drückte man es mit unzäh-

ligen Mandaten. Man verbot bei Buße oder Gefängnis das Wetten, Schwören und Fluchen, das Lästern und Schelten, das Tanzen, Rauchen, Karten- und Würfelspiel; man erließ strenge Einschränkungen für Tausen und Hochzeiten, „Nilbenen“ und dergleichen. Das Kleidertragen war bis in die Einzelheiten strengstens geregelt, Samt, Seide, Damast, Plüsch, Spitzen, goldene Kostbarkeiten u. s. w. verboten und die Geistlichkeit gehalten, streng über die Befolgung dieser Vorschriften zu wachen. Die Regierung fühlte sich in der Rolle eines gestrengen, aber wohlmeinenden Familienvaters, der seine Kinder in scharfer Zucht hält und keinerlei Ungehorsam oder Widerrede duldet. Deshalb galten Kritik, Wünsche und Anregungen der Untertanen als Staatsverbrechen, die mit den stärksten Strafen, Tortur und Tod geahndet werden mußten.

Die Untergebenen beugten sich in kriecherischer Unterwürfigkeit vor den gnädigen Herren. So schrieb Pfarrer Engelhard in Rifferswil im Jahre 1698 nach Zürich: „Hoch- und wohlgeachteter, wohlledler, gestrenger, frommer, fester, voll Ehr' und nottfester, vornehmer, fürsichtiger und hochweiser, insbesondere hochgeehrter, großgünstiger, gnädiger und gebietender Herr Herr Burgermeister! Eurer Gnad' und ehrsamem Weisheit seien mein schuldgeflissener willigster Dienst und Gruß in aller Demut und Untertänigkeit jederzeit zuvor dargebracht“. — Und Hauptmann Rüschele, der Landschreiber zu Anonau erläßt im Jahre 1737 folgenden Erguß: „Die besondere unverdiente Gnade, die Jhro Gnaden und Weisheit, meine gnädigen Herren



und Väter, meiner Wenigkeit, Ihrem geringsten untertänigsten Diener erwiesen haben, drängt mich, vor Dero Ehrentron aus eigener Erfahrung mit Salomon zu rühmen: Ein gütiges Angesicht des Königs ist das Leben; sein geneigter Wille gleicht der Wolke des Sprühregens und seine Gunst dem Tau auf dem Kraute. — Ich fühle mich zu unsterblichem Danke in tiefster Demut verbunden. Doch muß ich meine Dankagung mit der Bitte paaren, daß Sie gnädigst geruhen möchten, mir in einer Ihnen beliebigen Art eine Wohnung anzuweisen. Dieses mein allerdemütigstes Flehen gleiche den Dünsten, die aus der Erde emporsteigen und den Regen herunterbringen, das Land fruchtbar zu machen. Ich habe mir fest vorgenommen, unter Gottes gnädigem Beistand Ihnen zu zeigen, daß Sie Ihre Gnaden an keinen Unwürdigen verwendet haben, und ich werde unablässig zu dem großen Gott rufen, daß er Ihre Gnaden mit Weisheit und allem Heil von seinem Himmel herab bekrönen und Ihren Thron bis an das Ende der Tage festigen möge“.

Trotz dieser hündischen Kriecherei waren die „gnädigen Herren“ zu Zürich und die Bögte in der Regel alles andere als hochweise, notfest und ehrsam. Sie beuteten die unbeschränkte Macht, die in ihren Händen lag, oft in der niederträchtigsten Art und Weise aus durch Erpressung, parteiische Richtersprüche, übermäßige Bußen, ausschweifendes, sittenloses Leben, hochfahrendes, prozenhaftes Auftreten u. s. w., so daß sogar einflußreiche Stadtbürger sich darüber empörten und dagegen Einspruch erhoben.



Unter dem Einflusse der aufklärenden Literatur und der aufstrebenden Wissenschaft bildete sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Zürich ein Kreis hervorragender Männer, die von diesem neuzeitlichen Gerechtigkeitsfönn erfüllt waren und mit Mut für das bevormundete Landvolk Partei ergriffen. So brachte es der vielbekannte Pfarrer Lavater zustande, daß der übelbeleumdete, aber hochvornehme Landvogt Grebel zu Gröningen für seine Missetaten zur Rechenschaft gezogen wurde (1767). Zu diesem Kreis von Männern, die sich „Patrioten“ nannten, gehörte auch der junge Heinrich Pestalozzi. Die Regierung freilich sah dies Treiben nicht gerne, sie unterdrückte die Zeitschrift der „Patrioten“ und bestrafte Pestalozzi wegen eines Artikels mit Arrest. Damit aber konnte der freiheitliche Geist nicht ausgemerzt werden. Mit unnachsichtlicher Schärfe ging die Obrigkeit gegen den bekannten Pfarrer Waser vor, der in scharfer Kritik die öffentlichen Mißstände gebrandmarkt hatte; er wurde wegen Veröffentlichung von Staatsakten des Hochverrats beschuldigt und hingerichtet.

Die neuen freiheitlichen Ideen von Volksherrschaft und Gleichheit kamen aus dem benachbarten Frankreich, wo sie 1789 zum Ausbruch der großen Revolution führten. Ein Jahrhunderte altes Kulturgebäude stürzte dort in wenigen Monaten zusammen. Der Adel mit allen seinen Vorrechten, die unumschränkte Monarchie wurden abgeschafft, die Klöster aufgehoben, das Volk wurde mündig erklärt, die Volksvertretung einberufen und freiheitliche Gesetze erlassen.

Nur spärlich sickerten die Nachrichten von diesen weltgeschichtlichen Ereignissen bei uns ins Volk hinein, die Regierung übte strenge Zensur über die Zeitungen und hütete mit ängstlicher Wachsamkeit ihre unantastbare Stellung, ob schon hervorragende Männer, wie Lavater, Joh. Kaspar Escher und Dr. Paul Asteri zu einer demokratischen Reform, zu einem Ausgleich zwischen Stadt und Land rieten.

Auch auf der Landschaft mochte man sich in aufgeklärten Kreisen dieser Stimmung bewußt sein. Besonders die Seeleute zeigten ein lebhaftes Interesse an den Zeitereignissen, gründeten Sing- und Lesegesellschaften und politisierten eifrig. Im Jahre 1794 richtete die Lesegesellschaft Stäfa in einem sehr unterwürdig gehaltenen Schreiben eine Anzahl Klagen an die Regierung; daß Stadt und Land keine einheitliche, geschriebene Verfassung besäßen, daß das ländliche Gewerbe durch die städtischen Zünfte darniedergehalten werde, daß der Landbevölkerung der Zutritt zu den höhern Studien und zu den höhern Offiziersstellen nicht offen stünde, daß die Bauern durch Zehnten, Grundzinse und andere Lasten noch stark bedrückt seien, während die Reichen nichts versteuern müßten; daß die Bögte immer noch Anspruch auf den Totenfall erhoben, und daß die alten Rechte und Freiheiten dem Volke entzogen worden seien.

Ob schon dieses Stäfner-Memorial in sehr untertänigem und sachlichem Tone gehalten war, bemächtigte sich eine große Erregung der Regierungskreise, die Revolutionslust witterten. Anstatt in Unterhandlungen

einzutreten und eine Reform anzubahnen, schritt sie mit Vorladungen, Drohungen und Verhaftungen ein; die drei Haupturheber Meeracher, Pfenninger und Staub wurden verbannt, viele andere gebüßt.

Doch damit goß die Regierung nur Del ins Feuer. Eine starke Entrüstung bemächtigte sich des Landvolkes, da man ein solch hartes Vorgehen des Rates nicht verstehen konnte. Man spürte den alten Rechtsurkunden nach, und es gelang, den Waldmannischen Spruchbrief und die Kappelerbriefe beizubringen. Die Regierung wurde angefragt, ob diese noch zu Recht bestünden, doch sie antwortete mit Versammlungsverboten, mit einem Ultimatum an Stäfa und schließlich mit einem Truppenaufgebot. Die Seeegend befand sich in gewaltiger Erregung; heimliche Fäden spannen sich auch nach dem Ami hinüber.

Doch die Stadt kam einer offenen Empörung zuvor. Junker Ratsherr Meiß ließ unsern Bezirk durch Mahnungen, Drohungen und Verhöre derart einschüchtern, daß er keinen offenen Widerstand wagte. Noch lebte im Volke die Erinnerung an den schlimmen Ausgang des Wädenswiler-Handels fort. Die Freiamtsgemeinde vom 26. März 1795 — es war die letzte vor dem Untergange der alten Eidgenossenschaft — verließ, wie ihr auf dieser Zeichnung sehen könnt, in tadelloser Ruhe und Ordnung, obschon auch bei uns eine tiefe Mißstimmung gegen die Behörden herrschte. Man fügte sich nur zähneknirschend der obrigkeitlichen Gewalt, und das militärische Aufgebot, das zur Unterdrückung der Stäfner erlassen wurde, stieß auch bei uns auf den geheimen Widerstand der Bevölkerung.



Doch das mottende Feuer kam nicht zum Ausbruch. Am 5. Juli 1795 marschierte das zürcherische Heer unter General Steiner vor Stäfa, besetzte und entwaffnete das Dorf, nahm zahlreiche Verhaftungen vor, ließ sich die alten Urkunden ausliefern und neuerdings Treue schwören. Nur mit knapper Not konnte Pfarrer Lavater die Verhängung von Todesurteilen verhindern; zwei der angesehensten Stäfner wurden mit lebenslänglicher Kerkerhaft bestraft, viele andere verbannt und gebüßt.

So war denn, kurz vor ihrem Untergange, die aristokratische Regierungsform noch einmal Meister geworden; aber sie hatte sich damit selber das Todesurteil gesprochen. Sie war zu sehr verknöchert, als daß sie an eine neue, freiheitliche Zeitströmung hätte Zugeständnisse machen können. Es mußte zuerst die Revolutionswelle, die von Frankreich her mächtig an unsere Grenzen hämmerte, über die alte morsche Eidgenossenschaft hinbranden und die Regierungen hinwegjagen, bevor das neue Freiheitsideal verwirklicht werden konnte.

## 10. Abend.

Die Abhaltung der nächsten Zusammenkunft unserer Abendgesellschaft schien in Frage gestellt, denn schwere Februarstürme waren angebrochen. Die entfesselten Elemente tobten um das kleine Häuschen des Sigristen-Karl und rüttelten und schüttelten daran, daß es in allen Fugen krachte. Doch der Alte ließ

sich dadurch nicht verdrießen. Nachdem er sorgfältig Haus und Scheune vor der Wut des Sturmes gesichert, setzte er sich mit seinem Enkelkinde behaglich an den breiten Tisch. Dies war das Zeichen zum Feierabend. Er zog das Taschenbuch hervor und vertiefte sich in seine Geschichtsstudien, während Menichen eine Strickarbeit herbeiholte. — „Heute kommen sie am Ende gar nicht“, — meinte sie nach einer Weile kleinlaut, — „das Wetter ist ihnen zu abscheulich“. — Doch sie hatte sich getäuscht, denn in eben diesem Momente trat Max, der bis jetzt im Stalle beschäftigt gewesen war, mit den beiden Außerdörflern Ernst und Paul in die Stube. Sie hatten trotz des Unwetters den halbstündigen Weg hierher unternommen, denn sie waren sich Regen, Sturm und Schnee gewohnt. — „Auch wollten wir das heutige Thema um keinen Preis verpassen“, bemerkte Paul, — „denn jetzt ist es am interessantesten“. — „Aber wo bleiben denn meine Freundinnen?“ — rief Menichen aus, — „sie werden mich doch nicht etwa im Stiche lassen?“ — Dies war nun keineswegs der Fall, denn nach einem knappen Viertelstündchen trafen auch Martha und Trudi mit zerzausten Haaren und geröteten Wangen ein. Doch die hübsche blonde Frieda fehlte. Sie wäre wegen Zahnschmerzen zu Hause geblieben, entschuldigte ihre Schwester. „Es ist so schade“, rief Martha aus, „daß sie das heutige Kapitel nicht mit anhören kann!“ — „Ich werde ihr dann, so gut es geht, darüber Bericht erstatten“, beruhigte Trudi. — „Oder wir könnten am Ende Max hiezu bestimmen“, neckte schelmisch das Menichen.

Das käme nett heraus, — warf der Sigristen-Karl ein. — Das Stück Geschichte, das ich euch heute zu schildern habe, ist nämlich so verworren und kompliziert, daß ich selber die größte Mühe habe, mich darin zurecht zu finden und es euch verständlich zu machen; und es ist so reichhaltig und vielgestaltig, daß es uns länger beanspruchen wird als gewohnt. Darum laßt uns keine Zeit verlieren und unverzüglich damit beginnen.

Unser Thema paßt so recht zu den Februarstürmen, die unser Haus umtoben, denn es handelt von Krieg und Sturm, von Revolution und Anarchie. Wir können es umschreiben mit dem Titel

### Der Sturz der alten Ordnung.

Das letzte Kapitel zeigte uns, wie die alte Staatsform verknöchert, wie ihre Anpassung an die neuen, freiheitlich gesinnten Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit war. Mit unaufhaltbarer Gewalt brach daher das Geschick herein, das der wurmfressigen Eidgenossenschaft das Ende bereiten sollte.

Der Keim ihres Unterganges lag in ihr selbst, denn allüberall feußten die Untertanen unter der harten Herrschaft ihrer Regierungen. So mußten denn die aus Frankreich herüberdringenden neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch bei uns fruchtbaren Boden finden. Am 20. Januar 1798 brach in Basel die Revolution aus. Am 25. Januar erklärte sich das Waadtland, das bis jetzt unter der



Herrschaft Berns gestanden hatte, als unabhängige Germanische Republik. Sie wandte sich hilfselehend an die französische Regierung und wurde zum Schutze gegen Bern durch welsche Truppen besetzt. Am 31. Januar löste sich die Tagsatzung auf, da sie sich außerstande sah, das hereinbrechende Geschick aufzuhalten. Die alte Eidgenossenschaft hatte aufgehört zu existieren.

„Aber ist denn die Schweiz nicht erst durch die blutigen Kämpfe bei Fraubrunnen und Grauholz niedergeworfen worden?“ erkundigte sich Paul, der sich aus dem Geschichtsunterricht in der Schule noch recht wohl des tragischen Untergangs der alten Eidgenossenschaft erinnern konnte.

Das war der heldenmütige Todeskampf eines einzelnen Dries, der erst zwei Monate später, am 5. März, stattfand. Der Zusammenhang zwischen den Eidgenossen aber hatte jetzt schon aufgehört; jeder dachte nur noch an sich allein. Die bisherigen aristokratischen Staatsmänner suchten erschrocken ihre sinkende Macht zu retten, indem sie nun endlich den Reformbestrebungen ihrer Untertanen nachgaben. In Zürich freilich hatten sie sich trotz eifrigen Drängens einsichtiger Männer wie Pestalozzi, Joh. A. Escher, Dr. Paul Usteri und Pfarrer Lavater bis aufs äußerste geweigert, dem Landvolke entgegenzukommen. Erst jetzt verstanden sie sich dazu, durch Kommissäre in den einzelnen Herrschaften die Volkswünsche entgegenzunehmen, mußten aber zu ihrem großen Schrecken erkennen, daß die Empörung der Bauern aufs höchste gestiegen war. In tumultartigen Zusammenrottungen verlangten sie be-



sonders am See und im Amt Wiedergutmachung des Stäfner-Handels, Freilassung der Gefangenen und Entschädigung an die Gebüßten. Erst unter dem Drucke der Vorgänge im Westen, wo indessen drohende Kriegswolken aufstiegen, gab die Stadt schließlich diesen Begehren nach.

Doch der Gang der Ereignisse konnte dadurch nicht mehr aufgehalten werden. Zu lange hatte sich die Regierung gegen vernünftige Reformen gesträubt, die Empörung der Landschaft wuchs ihr über den Kopf hinaus. Als das durch General Brune bedrohte Bern dringend um militärische Hülfe bat, verweigerte die zürcherische Landschaft beharrlich das Aufgebot. Am See bildete sich ein Ausschuß revolutionärer Männer, die eine neue Verfassung und Gleichstellung von Stadt und Land verlangten. Der Rat zu Zürich mußte endlich nachgeben. Am 15. Februar verkündete er in einer Proklamation Annahme dieser Bedingungen und berief eine Landeskommission zur Beratung neuer Gesetze.

Aber auch damit war die ausgebrochene Revolution nicht mehr zu beschwichtigen, denn es fehlte am Vertrauen zwischen Stadt und Land. Das Volk glaubte den Versprechungen der Obrigkeit nicht und fürchtete Verrat. So geschah das Schmäbliche, daß, während Bern im Todeskampfe lag und den französischen Generalen die Tore öffnete, 10 000 Zürcher Bauern mit Anüppeln bewaffnet vor die Stadt zogen und schließlich, am 10. März, die Abdankung der alten Regierung ertrotzten.

Doch die Bestrebungen Zürichs, eine neue, einheitliche Kantonsverfassung zu schaffen, waren zwecklos, denn die siegreiche französische Regierung diktierte der Schweiz eine neue, vom Basler Peter Ochs entworfene helvetische Staatsverfassung. Darnach wurde die alte, ungemein vielgestaltige 13örtige Eidgenossenschaft in eine „eine und unteilbare helvetische Republik“ unter französischer Oberhoheit umgewandelt. Die Selbständigkeit der einzelnen Orte war aufgehoben; es gab keine Untertanenländer und zugewandte Orte mehr; Stadt und Land waren gleichgestellt. Eine einzige helvetische Zentralregierung sollte über die Schweiz gebieten. Für welsch und deutsch, für katholisch und reformiert, für Gebirge und Mittelland, für Aristokraten, Handwerker, Geistliche und Bauern sollten die gleichen Gesetze gelten: Rechtsgleichheit, Niederlassungsfreiheit; Freiheit des Glaubens, des Gewissens, der Person und der Presse wurden proklamiert. Die Zünfte wurden abgeschafft und das Gewerbe freigegeben; die Leibeigenschaft, die Grundzins, die Zehnten, die Frondienste, der Totenfall und die Monopole wurden aufgehoben. Durch Einkommens- und Vermögenssteuern sollte sich der Staat die zur Regierung notwendigen Mittel verschaffen.

Und nun werdet ihr neugierig sein, zu vernehmen, wie dieser totale Umsturz der Gesellschaftsordnung vor sich ging, und insbesondere, welche Folgen er für unsern Bezirk zeitigte.

Vorerst wurden in allen Gemeinden Urversammlungen abgehalten, welche die Wahlmänner zu bestel-

len hatten. Diese wählten die Abgeordneten in die helvetischen Behörden, den Senat und den Großen Rat. Die so gebildete Nationalversammlung proklamierte von Aarau aus am 12. April 1798 die Geburt der helvetischen Republik und ernannte zur Durchführung der Gesetze ein fünfgliedriges Direktorium. Die ganze Schweiz wurde in 19 Verwaltungsbezirke oder Kantone eingeteilt, welche aber keinerlei Selbständigkeit besaßen. Ueber jeden Kanton regierten ein vom Direktorium ernannter Regierungstatthalter, eine Verwaltungskammer und ein Kantonstribunal (Gericht).

Bei der Ernennung der neuen Behörden wurden natürlich die abgedankten Regierungsmänner übergangen und nur Anhänger des Neuen berücksichtigt. Der Kanton Zürich z. B. ordnete in die helvetischen Behörden die im Stäfner-Handel verurtheilten und nachher wieder freigelassenen Bodmer und Fierz sowie die fortschrittlich gesinnten Escher, Usteri und Bluntzli ab. Der ebenfalls im Stäfner-Handel eingekerkerte Pfenninger wurde zum Regierungstatthalter des Kantons Zürich ernannt.

Der Kanton wiederum war in 15 Distrikte oder Bezirke eingeteilt; der 10. war der Distrikt Mettmenstetten. Er umfaßte außer der alten Landvogtei Anonau noch die Gemeinden Bonstetten, Wettswil, Stallikon, Birmensdorf, Aesch, Urdorf und Uitikon und zählte 12 650 Seelen. Die vordem Zürich noch zugehörigen Gebiete von Steinhausen, Zonen, Lunthofen und Oberwil wurden vom Kanton abgetrennt.

Die Gemeinden waren durch Agenten verwaltet. Sie besaßen gegenüber früher bedeutend mehr Selbstständigkeit, verfügten über eigene Gemeindegüter und ernannten zur Verwaltung besondere Munizipalitäten oder Gemeinderäte.

„Das ist ja gerade wie zu unsern Zeiten!“ rief May aus. — Sehr richtig, — betonte der Sigristen-Karl. — Jene Einrichtungen bildeten den Grund zu unsern heutigen Gemeindeordnungen. Die alten Vogtherrschaften waren damit aufgehoben und eine Art Selbstverwaltung der Gemeinden eingeführt. Daß bei der Bestellung der Bezirks- und Gemeindebehörden auch wieder zur Hauptsache die Anhänger des Neuen ans Ruder kamen, ist wohl begreiflich. Ueber den Distrikt Mettmensstetten wurde als Unterstatthalter Fric in Riferzwil bestimmt. Das erste Distriktgericht setzte sich folgendermaßen zusammen: Präsident alt Landvogt Holzhalb in Knonau, später Gerber Pfenninger in Wengi-Neugst, Protokollführer Landschreiber Heidegger, Richter alt Amtsweibel Häberling in Knonau, Näf in Riedmatt, Buchmann in Dachelsen, Steinbrüchel in Hedingen, alt Untervogt Hegetschweiler in Maschwanden und Tierarzt Grob in Knonau. Die beiden letzteren verweigerten den Amtsantritt, weil sie nicht durch das Volk gewählt seien.

So war denn ein durchaus neues, einheitliches und freiheitliches Staatsgebäude geschaffen worden. Aber der Durchführung der neuen Ordnung stellten sich unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die in einer Jahrhunderte langen geschichtlichen Entwicklung gewordene

Gesellschaftsordnung konnte nicht mit einem Federstrich ausgewischt werden. Insbesondere die Innerer Schweiz setzte der Einführung der neuen Verfassung heftigen Widerstand entgegen, da sie ihre frühere Selbständigkeit völlig eingebüßt hatte, erregte doch schon die neue Kantonseinteilung: Kt. Waldstätten, Kt. Linth, Kt. Säntis den heftigsten Unwillen der Urkantone.

Dazu kam die Last der Einquartierung. Wenn Zürich geglaubt hatte, durch eine rasche und bedingungslose Annahme der helvetischen Gesetze einer militärischen Besetzung durch die Franzosen vorbeugen zu können, so mußte es sich in dieser Hoffnung schwer getäuscht sehen; es sollte wie die übrige Schweiz zur Genüge erfahren, was es heißt, einer fremden Macht untertan zu sein. Nachdem den ehemaligen aristokratischen Familien und der städtischen Bürgerschaft eine Kriegsentschädigung von 3 Millionen Franken auferlegt worden, rückten am 27. April 12 000 Franzosen in die Stadt ein. Von hier aus marschierte General Schauenburg gegen Schwyz, das sich gegen die neue Ordnung auflehnte, aber trotz tapferer Gegenwehr schließlich doch kapitulieren mußte. Freilich wollte auch jetzt der Widerstand gegen die Franzosenherrschaft noch nicht erlöschen. Als ganz Helvetien den Eid auf die neue Verfassung leisten sollte, empörte sich das durch die Geistlichkeit aufgewiegelte Nidwalden, wurde aber am 9. September unter furchtbaren Greueln militärisch besetzt und verwüstet.

Unermeßlich war die Not, die über das Schweizerland hereingebrochen war, und von Tag zu Tag stieg

sie noch höher. Durch Kriegsentschädigungen, Erpressungen, Steuern, Beschlagnahmungen und anderlei Kriegsgebräuche wurde die ohnehin arme Bevölkerung ihres notwendigsten Lebensunterhaltes beraubt. Gewalttaten und Ausschreitungen der Soldaten konnten bei der fortwährenden militärischen Besetzung nicht vermieden werden. Trotz des Protestes des Regierungstatthalters Pfenninger wurde der zürcherische Staatsschatz durch die französischen Kommissäre erbrochen und fortgeführt. Was Wunder, wenn es den Behörden zur Durchführung der Gesetze am Notwendigsten, am Gelde fehlte. Infolge der Aufhebung der Zehnten und Grundzinse und wegen mangelhaften Eingangs der Steuern versagten die Einnahmequellen des Kantons, der hierdurch gezwungen war, die abgeschafften Feudallasten wieder einzuführen, was natürlich beim Landvolke gewaltige Entrüstung auslöste und zu offener Widersegllichkeit führte. Nun rächte es sich bitter, daß man, ohne an das Vergangene anzuknüpfen, völlig neue, unerprobte Gesetze erlassen und das Bisherige radikal abgeschafft hatte. Ein unsäglicher Wirrwarr zwischen Altem und Neuem entstand und führte das Land der Anarchie, der völligen Auflösung entgegen.

Dies zeigte sich z. B. auch im Schulwesen, dieser schönsten und edelsten Schöpfung der Helvetik. Der helvetische Unterrichtsminister Stapfer, ein ausgezeichnet, fortschrittlich gesinnter Mann, nahm mit großem Eifer die Reorganisation unserer Volksschule an die Hand, indem er sie der Vormundschaft der Kirche entzoh und den besonderen Erziehungsräten der Kantone

unterstellte. Aber viele Gemeinden wollten sich diese Oberaufsicht durch den Staat nicht gefallen lassen. Insbesondere das Recht des Erziehungsrates, die Lehrer in die Gemeinden abzuordnen, stieß auf den energischen Widerspruch der Bevölkerung, welche bis anhin die Lehrervahl in der Hand gehabt hatte. Es kam deswegen in Mettmensstetten und in Knonau zu einem eigentlichen Zerwürfnis mit dem Erziehungsrate. Diese beiden Gemeinden nahmen auf eigene Faust Lehrervahlen vor, die aber durch die oberste Schulbehörde nicht genehmigt wurden. Als deswegen Mettmensstetten beim Minister Stapfer Beschwerde erhob und Recht erhielt, legte der zürcherische Erziehungsrat sein Amt nieder und mußte neu bestellt werden.

„Aber ich finde es doch nicht recht, daß die Landschaft, welche in allererster Linie den Umsturz herbeigesehnt hatte, sich der neuen Ordnung nun nicht fügen wollte“, warf Trudi ein. — Das ist wohl richtig, — versetzte der Sigristen-Karl, — aber die Behörden besaßen eben absolut keine Autorität. Sie waren außerstande, die helvetischen Gesetze durchzuführen, da sie ihren finanziellen Verpflichtungen in keiner Weise nachkommen konnten. Zahllose Beschwerden liefen deshalb tagtäglich gegen die neue Regierung ein, so auch von Ottenbach, das sich beklagte, daß seine drei Schulmeister seit bald zwei Jahren keinen Lohn erhalten hätten. Und doch sehnte sich die Landbevölkerung, um jeden Preis aus ihrer frühern geistigen und materiellen Bedrücktheit herauszukommen und bezeugte hierin oft eine große Opferwilligkeit. So taten sich manchmal wohl-



habendere Familien zusammen und gründeten Privat-  
schulen, welche an die primitiven Elementarschulen an-  
schließen, das Wissen erweitern und vertiefen und den  
Weg zu den höhern Studien bahnen sollten. Auch in  
Mettmensletten wurde im Jahre 1798 durch 17 be-  
mittelte Hausväter eine solche Privat-Schule mit drei  
Jahreskursen gegründet; und über Maschwanden rühmt  
Unterstatthalter Fried, daß dort durch Bürger Pfarrer  
Tobler — den Vater von Salomon Tobler, dem Dichter  
der „Enkel Winkelrieds“ — die Jünglinge in den An-  
fängen des Französisch-Sprechens, im Rechnen, Schrei-  
ben und der Landeskunde unterrichtet wurden.

So groß der gute Wille der helvetischen Behörden  
und das eifrige Bestreben der Bevölkerung war, die  
neue Ordnung allmählich zu festigen, alle diese An-  
strengungen scheiterten völlig an der Ungunst der Zeit.  
Im Frühjahr 1799 brach der zweite Koalitionskrieg  
aus. Rußland und Oesterreich benützten die Abwesen-  
heit des gefürchteten Generals Bonaparte in Aegypten  
zu einem neuen Feldzug gegen Frankreich. Unter der  
Anführung des ausgezeichneten österreichischen Feld-  
herrn Erzherzog Karl drangen die Verbündeten über  
den Rhein und warfen den französischen General Mas-  
jena hinter den Uetliberg zurück.

Mit dem Abzug der Franzosen brach in Zürich  
auch die helvetische Herrschaft wieder zusammen. Der  
Regierungsstatthalter Pfenninger floh mit seinen An-  
hängern, da er sich durch allzu schroffes Vorgehen gegen  
die Aristokraten und durch willkürliche Verhaftungen  
verhaßt gemacht hatte. Nur ein kleiner Teil des Kan-

tons Zürich, nämlich der Distrikt Mettmensstetten, verblieb unter französischer Besetzung und wurde durch Statthalter Pfenninger von Baden aus regiert.

Nach der ersten Schlacht bei Zürich war zwischen den kriegführenden Parteien Waffenstillstand eingetreten. In Zürich kamen unter dem Schutze der Generale Erzherzog Karl und Hoze die Aristokraten wieder ans Ruder. Doch schien deren Regiment den verbündeten Regierungen zu wenig rückschrittlich zu sein. Neid und andere Ursachen sprachen mit, daß schließlich Erzherzog Karl abberufen und durch den russischen General Korsakow ersetzt wurde. Diesem sollte der berühmte General Suworow, welcher Ober-Italien zurückerobert hatte, über die Alpenpässe zu Hilfe kommen, um die Franzosen mit vereinten Kräften aus der Schweiz zu vertreiben. Massena kam diesem Manöver zuvor. Er bemächtigte sich vorerst der Alpenübergänge, um Suworows Zug zu erschweren; hierauf griff er am 24. September Korsakow bei Zürich an und besiegte ihn. General Hoze verlor bei Schännis Schlacht und Leben, und Suworows Heer ging unter unsäglichen Strapazen und Kämpfen auf dem Marsch über die Alpen zu Grunde. Die Franzosen blieben Sieger, verjagten Russen und Oesterreicher aus der Schweiz und richteten in den zurückgewonnenen Gebieten die Helvetik wieder auf.

Unbeschreiblich war das Elend, das durch diese Kriegswirren über das Schweizervolk kam. Nicht nur, daß Helvetien den Franzosen Hülfstruppen stellen mußte, — aus dem Distrikt Mettmensstetten allein waren

es etwa 100 Mann, — die in den heftigen Kämpfen stark gelichtet wurden. Mangel und Jammer der Bevölkerung mehrten sich von Tag zu Tag. Die Regierung hatte kein Geld, um helfen zu können, sie war nicht einmal imstande, die Beamten zu besolden, so daß schließlich alle Agenten und der Unterstatthalter unseres Distriktes ihre Ämter niederlegten. Als Nachfolger des Unterstatthalter Frid wurde der 63jährige Kaspar Hug in Ottenbach bestimmt, der sein Amt mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Energie, aber nur widerwillig führte und mehrmals vergeblich um seine Entlassung bat. Am 6. Oktober schrieb er nach Zürich: „Mein Amt wird mir unerträglich schwer. Unser Bezirk hat der Kriegsführen halber große Schulden gemacht. Sie wurden auf die Gemeinden verteilt und diese verlegten sie möglichst unparteiisch. Doch Störköpfe lehnen sich dagegen auf; sie bestürmen mein Haus und schmälern meine Arbeitszeit. In dieser Weise könnte ich kein Jahr lang aushalten“. — Ein halbes Jahr später: „Ein Jahr will ich aushalten; drei Viertel sind überstanden. Dem Grabe möcht' ich mich nicht leichtfertig überliefern, lieber noch einige Zeit ein guter getreuer Bürger bleiben“. — Oder: „Aufträge wachsen aus dem Boden bei Tag und bei Nacht; ihre Erfüllung wäre bei stetem hellem Sonnenschein nicht zu finden“.

Es mußte damals in der That äußerst schwierig sein, das Amt eines Unterstatthalters zu versehen, der am meisten die Unzufriedenheit der Bevölkerung zu spüren bekam. Der Regierungsstatthalter des Kantons

Zürich berichtet im März 1801 nach Bern: „Um rückständige Abgaben einzutreiben, schickte ich einige Truppen in den Bezirk Mettmenstetten. Die Stimmung daselbst wird schwierig. Ottenbach will den von der Verwaltungskammer gewählten Pfarrer Locher nicht aufnehmen. Bei Unterstatthalter Hug ist zu nächtllicher Zeit in das Schlafzimmer geschossen worden“. — Der Trotz der Bevölkerung wuchs in bedrohlicher Weise. Unser Bezirk wird als der widerhaarigste den Gesetzen gegenüber bezeichnet; der Regierungsstatthalter drohte mit militärischer Zurechtweisung. Da wandten sich die Gemeinden direkt an die helvetischen Minister, verlangten Abschaffung gewisser Steuern und klagten über das Elend folgendermaßen: „16 Wochen lang war der Kanton Zürich von kaiserlichen Truppen (Oesterreicher und Russen) besetzt, unser Bezirk allein von fränkischen. Er ist kaum sechs Stunden lang und nur zwei breit, hat aber an 15 bis 18 Lagerorten und in den Dörfern neben den einquartierten Truppen noch eine Unmasse von Pferden beherbergt. Die Scheunen sind an Futter, Stroh und Getreide rein ausgeplündert, die Wälder verheert. Die Männer waren mit Schanzarbeit, die Zugtiere mit Fuhrzwang beschwert. Der Verkehr stockt; Weiber und Kinder ermangeln des Brotes. Der Kriegsschaden in unserm Bezirk vom Mai 1798 bis Ende 1799 erreicht nach der Berechnung der Hülfsgesellschaft in Zürich die Summe von  $1\frac{1}{5}$  Millionen Franken. In der Zeit von 1800 bis Mai 1801 wurden an den Bezirks-Kriegskommissär neben den erdrückenden Einquartierungen, Liefere-

rungen, Fuhrleistungen noch 22 400 Fr. Vermögenssteuer einbezahlt. Die Gemeinden, wie die einzelnen Bürger, sind mit Schulden belastet. Wir bitten um Erleichterung der nicht zu ertragenden Bürde“.

Doch das Maß des Elendes war noch nicht voll. Nachdem die Kriegsgreuel überstanden waren, trieb Helvetien in wildem Parteihader dem Bürgerkriege und seiner völligen Auflösung entgegen. Die Anhänger des Alten, die Föderalisten, und die Anhänger des Neuen, die Unitarier, bekämpften sich mit grimmiger Leidenschaft. Staatsstreich folgte auf Staatsstreich, Regierungsmänner wurden gestürzt, andere emporgehoben. Der extreme Statthalter Pfenninger wurde abgesetzt, auf ihn folgte der gemäßigte Ulrich, welcher seinerseits dem aristokratischen Junker Reinhard weichen mußte; doch auch dieser konnte sich nicht lange halten. Regierung und Gesetz hatten keine Autorität mehr, alles ging aus Hand und Band.

Die allgemeine Unordnung steigerte sich noch mehr, als der inzwischen zum ersten Konsul emporgestiegene Bonaparte nach dem Friedensschluß mit Oesterreich die französischen Truppen in kluger Berechnung aus der Schweiz zurückzog. Eine machtvolle Erhebung der Föderalisten erfolgte. Die Stadt Zürich kündigte dem helvetischen Direktorium den Gehorsam und erklärte sich als selbständige, aristokratisch gesinnte Republik. Der helvetische General Andermatt sollte die rebellische Stadt züchtigen. Er zog mit einem Heere heran und bombardierte Zürich vergeblich. Ueberall brach die Revolution aus, das Direktorium flüchtete ins Waadtland,

ein blutiger Bürgerkrieg war im Anzuge, denn auch die Unitarier rüsteten zum Gegenschlage.

Unser Bezirk nahm an diesen politischen Ereignissen den leidenschaftlichsten Anteil. Er hielt zur Hauptsache treu zur Helvetik und versagte der rückschrittlich gesinnten Stadt Zürich den Gehorsam. — „Trog und Eigensinn sind ein Hauptzug im Charakter des hiesigen Volkes“, — berichtete ein Regierungskommissär, als er die Freiamtsfahne unter bedeutenden Schwierigkeiten nach Zürich verbringen sollte. Die Gemeinden verweigerten die Wahlen, und als deswegen eine Wahlmännerversammlung ins Gerichtshaus Mettmensätten berufen wurde, entstand ein Tumult. Um die 100 Bürger drangen ein und verunmöglichten die Verhandlungen; Statthalter Hug erhielt eine Ohrfeige, andere wurden Landesverräter gescholten. Die Störefriede waren meistens angesehenen Leute: Präsident Fric von Affoltern, Tierarzt Grob und Agent Syz von Anonau, Gugolz von Mettmensätten, Gerichtsweibel Weiß von Neugst und Johann Gut von Doußen. Sie wurden von der Regierung nach Zürich zitiert, leisteten dem Befehl aber keine Folge. Unterstatthalter Hug weigerte sich, sie zu verhaften, und auch durch eine Truppenabteilung konnten sie nicht eingezogen werden. Trotzdem aber weilten sie unbesorgt zu Hause, und Tierarzt Grob ritt sogar am hellen heiteren Tage nach Zürich.

So bietet das damalige Bild unserer Heimat ein unsägliches Chaos wildester Parteikämpfe und schrankenloser Anarchie, bis glücklicherweise Bonaparte ein-

griff und diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende machte. Im Oktober 1802 rückten die Franzosen heran, um die Ordnung einigermaßen wiederherzustellen; und in dessen berief Bonaparte eine Anzahl angesehenen Männer beider Parteien, der Föderalisten und der Unitarier, nach Paris, um mit ihnen ein neues eidgenössisches Grundgesetz auszuarbeiten, das besser geeignet sei, die friedliche Entwicklung unseres Landes zu fördern, als die Helvetik.

## 11. Abend.

Eine Woche später fanden sich unsere jungen Freunde wieder vollzählig beim Sigristen-Karl ein. Frieda war von ihrem tückischen Zahnweh geheilt und freute sich, der Zusammenkunft beizuwohnen zu dürfen. Auf die neckischen Andeutungen Kennchens hin glaubte sie zwar, daß sie auch ohne Maxens Mithülfe der Fortsetzung der Geschichte werde folgen können, da sie durch ihre Schwester ziemlich eingehend über die Schicksale unseres Bezirkes während der Helvetik unterrichtet worden sei. So durfte es denn der Sigristen-Karl wagen, gleich an das Vergangene anzuknüpfen und überzugehen auf:

## Das Zeitalter Napoleons.

Es war ein Glück für die Schweiz, daß dieser geniale Feldherr und Staatsmann dem beginnenden Bürgerkrieg ein Ende setzte und ordnend in die verwor-



renen schweizerischen Verhältnisse eingriff. Unter Mitwirkung der helvetisch gesinnten Zürcher Aleri, Pestalozzi und Pfenninger und der aristokratischen Reinhard, Schweizer und Sulzer aus Winterthur kam am 19. Februar 1803 die neue Mediations- oder Vermittlungsverfassung zustande, die jedoch größtenteils das Werk Bonapartes war.

Die neue Staatsordnung war ein Mittelweg zwischen den einander allzu sehr entgegengesetzten Zuständen des Alten und des Neuen. An die Schöpfungen der Revolution hielt sie sich, indem sie die einstigen gemeinen Herrschaften und zugewandten Orte nicht wiederherstellte, sondern sie als besondere Kantone weiterbestehen ließ; an das Alte knüpfte sie an, indem die Einheitsverfassung preisgegeben und die frühere Selbständigkeit der Kantone wieder hergestellt wurde. Die schweizerische Regierung war, wie früher, nur noch durch eine in ihren Befugnissen sehr eingeschränkte Tagsatzung vertreten, welche über Krieg, Frieden, Bündnisse, Verträge und die innere und äußere Sicherheit zu beschließen hatte. Kirche, Schule, Rechts- und Militärwesen, Post, Verkehr, Handel und Gewerbe dagegen lagen wieder völlig in den Händen der Kantonsregierungen. Allerdings war ihnen anempfohlen, die Rechtsgleichheit, die Niederlassungsfreiheit und andere Forderungen der Neuzeit zu berücksichtigen; in der praktischen Durchführung aber gelang es den Aristokraten, das Neue untwirksam zu machen und die alten Zustände wieder aufleben zu lassen.

So auch im Kanton Zürich. Dieser war in fünf Bezirke oder Distrikte eingeteilt. Das Amt gehörte zum zweiten, zum Bezirk Horgen, welcher den frühern Distrikt Mettmenstetten und die beiden Seeufer umfaßte. Jeder Bezirk bestand aus 13 Zünften oder Wahlkreisen; auf das heutige Knonauer-Amt entfielen deren drei. Jeder Wahlkreis hatte einen Abgeordneten in den Großen Rat zu wählen und außerdem vier Vorschläge aus andern Bezirken zu machen, aus denen dann die Hälfte ausgelost wurde. Das Wahlrecht durften nur diejenigen ausüben, die ein gewisses Vermögen besaßen; wählbar waren überhaupt nur die Reichen, deren es auf dem Lande nicht viele gab.

Es ist klar, daß bei einem solchen Wahlverfahren die Stadt gegenüber der Landschaft im Vorteile war, und daß insbesondere die Aristokraten dabei wieder einen bedeutenden Einfluß erlangten. Dies zeigte sich denn auch sofort bei der Bestellung der Behörden, denn am 18. April 1803 ernannte die gesetzgebende Versammlung den aristokratischen Junker Hans von Reinhard zum Haupt der Regierung. Er war Bürgermeister, d. h. Regierungspräsident, Präsident des Großen und Kleinen Rates und des Obergerichtes, und verfügte über eine fast absolute Machtbefugnis. Zudem spielte er auch in eidgenössischen Dingen eine große Rolle, da er zweimal schweizerischer Landammann, d. h. Präsident der Tagsatzung war.

Der Kleine Rat ernannte die Bezirksbehörden, nämlich die Bezirksstatthalter, die Unterstatthalter und die Bezirksgerichte. Jeder Wahlkreis besaß noch ein be-

sonderes Kunstgericht, und in jeder Gemeinde amteete ein Friedensrichter. Die Gemeinden erwählten ihre Gemeinderäte, aus denen durch den Statthalter der Gemeindeammann oder Gemeindepräsident bestimmt wurde.

Die ganze kantonale Verwaltung war so eingerichtet, daß dem Rückschritt Türe und Tor geöffnet waren und die in der Helvetik erworbenen Freiheiten größtenteils wieder verloren gingen. Das Kunstwesen blühte neuerdings auf, das unmenschliche Gerichtsverfahren der alten Zeit mit Folter und Todesstrafe wurde wieder eingeführt, die Pressefreiheit aufgehoben. Wiederum gebärdeten sich die Regierungshäupter als „hochedle, wohlweise und gestrenge Landesväter“. Und sie verstanden es, auch auf der Landschaft willige Werkzeuge für ihre rückschrittliche Politik zu finden.

Im Knonauer-Amt übernahm dieses Geschäft der Statthalter des Bezirkes Horgen, Heinrich Frick, Arzt in Maschwanden. Ein damaliger hervorragender Geschichtsschreiber, der aus adeliger Familie stammende Ludwig Meier von Knonau sagt über ihn: „Frick besaß gute Anlagen. Aber er verirrte sich in solch eine Anmaßung und rohe Behandlung von Untergebenen, daß die Abneigung vieler Bezirkseinwohner zur Erbitterung stieg“.

Die Absicht der Obrigkeit, das Landvolk wieder in seine frühere Abhängigkeit hinunterzustößen, und dazu ihr brutales und rücksichtsloses Vorgehen erweckte auf der Landschaft einen immer tiefer gehenden Haß. Folgendes Vorkommnis gibt uns hierüber ein treffendes Bild. Es war einst den Bauern zugesichert worden,

sie könnten die alten Feudallasten, die Zehnten und Grundzinse durch Kauf allmählich ablösen. Nun aber setzte die Regierung diese Loskaufssummen unerlässlich hoch an. Da wurde in unserm Bezirke das Gerücht herumgeboten, Napoleon gedenke die Helvetik wieder herzustellen und die Feudallasten unentgeltlich aufzuheben. Nur allzu gerne schenkten die geplagten Bauern dieser willkommenen Nachricht Gehör, ja man ließ sogar einen Gesetzesentwurf zirkulieren, bis die Regierung dahinter kam, das Schriftstück gewaltsam unterdrückte und die Verbreiter verhaftete. Es waren dies Gerichtsschreiber Szj in Anonau, Hauptmann und Großrat Kleiner und Jakob Kleiner, genannt „Ehnab“, in Mettmenstetten. Letzterer wurde mit zwei Jahren Gefängnis, die beiden andern mit Enthebung von ihren Aemtern und Einstellung im Aktivbürgerrecht bestraft. Sogar der verdiente alt Unterstatthalter Hug in Ottenbach wurde mit einer Buße belegt, da er den Verfassungsentwurf nicht geheimgehalten habe.

Die wachsende Revolutionsstimmung auf der zürcherischen Landschaft fand einen lebhaften Ausdruck, als im März 1804 die neue Regierung den Huldigungseid ihrer Untertanen abnehmen wollte. Während im Bezirk Zürich, im Unterlande, in Andelfingen und in Winterthur keinerlei Anstände zu verspüren waren, begegnete der Akt besonders im Oberlande und an den beiden Seeufem gewaltigem Widerstand, so daß sich die Abgeordneten an vielen Orten flüchten mußten und die Eidesleistungen abgestellt wurden. Auch das Anonauer-Amt hatte sich den behördlichen Anordnungen

mur widerwillig und mit einer Anzahl Enthaltungen unterzogen, denn auch hier war die Stimmung keineswegs rosig.

Anstatt durch eine versöhnliche Politik die aufgeregten Gemüther zu besänftigen und endlich eine friedliche Entwicklung zu ermöglichen, goß die Regierung mit Eifer Del ins Feuer. Sie wurde hierin durch den damaligen schweizerischen Landammann von Wattenwyl in Bern, einen Aristokraten vom alten Schrot und Korn, wirksam unterstützt, indem dieser den Kleinen Rat ermunterte, mit aller Schärfe gegen die Unruhestifter vorzugehen und Truppenaufgebote in Aussicht stellte. So bemächtigte sich der zürcherischen Obrigkeit eine eigentliche Kriegsstimmung, und mit unnötiger Schroffheit verschloß sie sich allen wohlgemeinten Ratschlägen und Bitten vom Lande. Als aus Winterthur, Andelfingen, Richterzwil und andern Orten in aller ehrerbietigsten Weise Gesuche an die Stadt gelangten, hob diese kurzweg auch das Recht der Gesuchstellung auf. Doch damit ließ sich die Unzufriedenheit nicht aus der Welt schaffen. Neue Bittschriften von Wädenswil, Richterzwil, Schönenberg und Hütten veranlaßten die Regierung, eine „Standeskommission“ mit diktatorischer Gewalt zur Unterdrückung von Unruhen zu bestellen und in unverständlichem Eifer ein Truppenaufgebot zu erlassen. Als zudem am 23. März noch eidgenössische Hilfsmannschaften in Zürich eintrafen, stieg die Erbitterung am See auf den Siedepunkt. Während man vorher niemals an eine revolutionäre Erhebung gedacht hatte, wurde nun durch diese heraus-



Militärische Besetzung Affolterns im Jahre 1804.

Zeitgenössischer Stich von J. Aschmann.

fordernde Haltung der Regierung der Widerstand geradezu aufgestachelt. Am 24. März steckten die Seeleute das landvögtliche Schloß zu Wädenswil in Brand, und unter der Leitung des Schusters Jakob Willi von Horgen rüstete man zur bewaffneten Empörung.

Rasch griff die Flamme des Aufruhrs ins Knonauer-Amt hinüber. Als am 27. März einige Zürcher-Offiziere unter der Führung des Obersten Füsli nach Affoltern ritten, um dort Freiwillige gegen die Seeleute auszuheben, rottete sich die Bevölkerung daselbst zusammen. Gerichtspräsident Jakob Schneebeli von Affoltern drang mit einigen Männern in das Gasthaus zur „Krone“ ein, wo die Zürcher abgestiegen waren, und entwaffnete und verhaftete den Obersten Füsli. Doch schon am nächsten Morgen früh traf eine Dragoner-Abteilung in Affoltern ein, befreite den hohen Gefangenen und führte ihn im Triumph nach Zürich zurück.

Die vorstehende hübsche Zeichnung hält den denkwürdigen Augenblick fest, der den Anschluß des Knonauer-Amtes an die aufrührerische Seegegend besiegelte. Auf Befehl ihres Kommandanten Willi zu Horgen rückte eine Abteilung Rebellen unter Leutnant Höhn über den Albis und forderte das Amt zur Empörung auf.

Indessen begannen die kriegerischen Ereignisse am linken Seeufer. Oberst Ziegler von Zürich marschierte mit etwa 1000 Mann gegen Oberrieden, drängte die Vorposten Willis zurück, nahm Horgen im Sturm und verfolgte die Auführer gegen die oberhalb Horgen gelegene Bodeu hinauf. Willi aber verteidigte sich



mit Geschick, so daß Oberst Ziegler sich mit Verlust und unter Preisgabe einer Kanone wieder nach Zürich zurückziehen mußte.

Der Kanonendonner vom See her brachte das Amt in Aufregung. Gerichtspräsident Schneebeli zu Affoltern und alt Freiamtsweibel Häberling zu Anonau, der einst, zur Zeit der Helvetik, der zürcherischen Verwaltungskammer angehört hatte, erließen das Aufgebot. Unterstützt durch alt Gerichtsschreiber Syz und Tierarzt Grob in Anonau wurde ein Fähnlein von ungefähr 80 Mann zusammengebracht, das sich bei Thalwil mit der Schar Willis vereinigte. Doch dem kühnen Unternehmen war kein Glück beschieden. Mochten die kriegerischen Vorbereitungen der Stadt vielorts Angst erwecken, oder mochte der Wunsch nach Ruhe und Frieden im Volke so groß sein, Willis Aufrufe zum Widerstand verhallten ungehört. Er setzte nach dem rechten Seeufer über und wandte sich nach dem Zürcher-Oberland; aber sein Anhang wurde immer kleiner und löste sich schließlich, als alle Aufstandsversuche nichts fruchteten, auf. Das Amt und das linke Seeufer wurden militärisch besetzt, die Anführer verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Dieses erfüllte seine Aufgabe mit der ganzen Härte und Grausamkeit, wie man es sich aus „der guten alten Zeit“ gewohnt war. Es verurteilte Willi von Horgen, den Gerichtspräsidenten Schneebeli von Affoltern und alt Freiamtsweibel Häberling von Anonau zum Tode. Vergebens verteidigten sich Willi und Schneebeli mit unerschrockener Tapferkeit, vergebens boten die Fürsprecher Hirzel und Tobler ihre ganze Beredsamkeit auf,

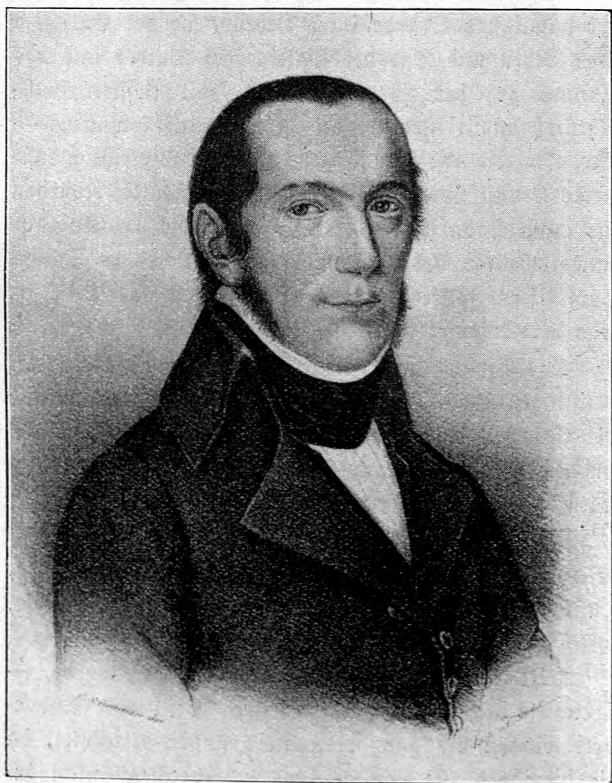
vergebens wandte sich die Gattin Häberlings in einem ergreifenden Schreiben an den Gerichtshof: „Die durch Gram über das gräßliche Schicksal ihres unglücklichen Gatten tiefgebeugte Gattin, ihre drei unschuldigen Kinder und die alten Eltern des im hiesigen Kriminalverhaft sich befindlichen Heinrich Häberling wagen es, in der wichtigsten Stunde ihres Lebens, wo der Entscheid über Leben und Tod des Gatten, des Vaters und des Sohnes auf der Wagschale steht, mit tieffster Hochachtung anmit flehend bei Ihnen einzukommen. — Schenken Sie uns sein für uns alle unaussprechlich kostbares Leben. Die Greise, Vater und Mutter, würden für ihren Sohn sterben. Eine Gattin, die den Unglücklichen wie ihr Leben liebt, Kinder, welche des Vaters Herz teilen, sollten vergebens bitten um das Teuerste, was der Schöpfer ihnen gab?!“ —

Das Gericht kannte keine Gnade. Begleitet von den Geistlichen und einer gewaltigen Menschenmenge wurden die Verurtheilten am 25. April 1804, am gleichen Tage, an dem der Richterspruch gefällt worden, auf die Blutstätte geführt und dem Scharfrichter überliefert.

„Gräßlich!“ rief Aennchen aus, die immer noch leise an eine Errettung der Unglücklichen geglaubt hatte, „und zeigte sich denn wirklich keine mildtätige Seele, welche für die Armen eingetreten wäre?“

Hört nur, wie die Hinrichtung vollzogen wurde, — berichtete der Sigristen-Darl weiter. Willi und Schneebeli wurden als ganz verstoßte Sünder betrachtet, da sie die ihnen zur Last gelegten „Verbrechen“ nicht be-reuten, ja sogar den geistlichen Zuspruch von der Hand

wiesen. Sie waren überzeugt, daß sie nur für das Gute, für die Erhaltung der Freiheitsrechte gestritten hatten, und nun das Opfer einer verblendeten Parteilregierung geworden seien. Vergebens versuchte der begleitende Geistliche noch auf dem Wege zum Blutge-



Heinrich Häberling von Anonau † 1804

von C. Studer nach Scheuchzer.

rüst, Schneebeli dazu zu bewegen, seine Sünden zu bekennen und Gott und die Obrigkeit um Verzeihung zu bitten. Ungeduldig erwiderte er schließlich: „Hebe dich weg von mir und störe nicht die letzten Augenblicke meines Lebens, die Gott geweiht sind!“ — Standhaft betraten sie das Schafott und fielen unter dem Beile des Henkers. — Häberling, der seinen Angehörigen zuliebe um Gnade gebeten hatte, erhielt die gewiß „gnädige“ Vergünstigung, daß er nicht enthauptet, sondern durch den Kopf geschossen werden sollte, bis der Tod eintrete. Auch er zeigte sich männlich und mutvoll bis zum letzten Augenblicke. Vor der alten Schützenmauer im „Kräuel“ an der Limmat mußte er niederknien und sich die Augen verbinden lassen. In etwa 20 Schritten Entfernung stellten sich 12 Mann der Berner- und Aargauer-Truppen auf und gaben nach einem Kommandozeichen Feuer auf den leise Betenden, der augenblicklich tot auf sein Angesicht niedersank.

Mit angehaltenem Atem lauschten unsere jungen Leuten der erschütternden Schilderung des Sigristen-Karl. Auch dieser konnte die innere Erregung nicht verbergen und fuhr düster weiter: Das zürcherische Obergericht war mit diesen Bluturteilen immer noch nicht zufrieden und fällte am 16. Mai ein weiteres gegen Jakob Kleiner auf Schönenberg. Schwere Strafen verhängte es auch über eine Reihe von andern Mitschuldigen. Aus unserm Bezirke wurden Tierarzt Grob und Gerichtsschreiber Szuz zu Anonau zu lebenslänglicher Kerkerhaft, Gerichtsweibel Weiß zu Aeugst, der sich jedoch beizeiten flüchten konnte, zu achtjährigem

schwerem Kerker verurteilt. Alt Kantonsrat Kleiner zu Mettmensstetten erhielt ein Jahr, Frech in Bonstetten vier Jahre Zuchthaus, und alt Agent Epprecht in Affoltern erlitt Einstellung im Stimmrecht, doppelte Kriegsteuer und Eingrenzung auf Haus und Güter.

Gewaltig waren auch die Kriegslasten, die den aufständischen Gemeinden auferlegt wurden. Abgesehen von der militärischen Einquartierung hatten sie noch unerhörte Kriegsentschädigungen zu bezahlen, denn Kanton und Bund hatten nichts versäumt, um den Aufstand mit überwältigender militärischer Macht niederzuhalten. Die Offiziere, Kommissäre und Richter taten zudem alles, um sich selbst den glorreichen Feldzug recht angenehm und die Entschädigungssummen der Gemeinden recht drückend zu machen. Von den 50 entwaffneten Ortschaften mußten 42 die Kriegskosten im Betrage von 190 000 Gulden tragen, nämlich Wädenswil allein 70 000 fl., Horgen 30 000 fl., Mettmensstetten 2500 fl., Affoltern 2000 fl., Anonau und Ottenbach je 1500 fl., Rifferswil 700 fl., Bonstetten 500 fl. u. s. w.; das ganze Anonauer-Amt 8700 fl.

Damit war Statthalter Fried noch nicht zufrieden; er berichtete an die Ständekommission: „Außer den mit Kriegsteuern belegten Gemeinden hiesigen Bezirkes finden sich noch andere, in denen einzelne Bürger sich am Aufruhr beteiligt haben; diese sollten nicht ungestraft durchkommen. Aus Maschwanden sind am 27. März 10 Mann bewaffnet in Affoltern gestanden, 4 davon besitzen einiges Vermögen, ihnen könnten 100 fl. auferlegt werden. Von Neugst sollen um die

40 Mann auf Affoltern und an den See gezogen sein, doch ohne Waffen. Da die Gemeinde nicht wohlhabend ist, möchten 500 fl. Strafe genügend sein. Aus Hedingen kamen 10 Mann nach Affoltern; einer diente als Botenreiter. Der Gemeinderat tat auf Begehren, für die Regierung Truppen zu stellen, gar nichts, sondern begünstigte eher den Anschluß an den Aufrührer Schneebeli. Obschon die Gemeinde arm ist, könnte sie mit 200 fl. belegt werden. In der Gemeinde Stallikon waren nur Buchenegg und Tägerst der Regierung treu; 10 Bürger aus dem Dorfe Stallikon fanden sich bei den Rebellen in Affoltern, Adliswil und Thalwil. Der tätigste Anstifter daselbst war alt Statthalter Fric von Rifferswil, derzeit Besitzer der Mühle; er ist wohlhabend. Die dortigen Aufrührer könnten zusammen gar wohl 300 fl. zahlen. Etwa 1400 fl. auf Gutscheine, die von Offizieren ausgestellt wurden, sind noch nicht beglichen. Diese Summe dürfte in vorbezeichneter Weise eingebracht werden mit Einschluß von Mettmensjetten, welche Gemeinde noch nicht ganz gedemütigt ist. Knonau, Rifferswil, Affoltern, Bonstetten und Ottenbach haben durch die Einquartierung ziemlich gebüßt". —

Ähnlich wie nach dem Wädenswiler-Handel im Jahre 1646 lag nun die zürcherische Landschaft wieder gedemütigt zu Füßen der Stadt. Angst und Schrecken regierten da, wo vor Jahresfrist noch Freiheitsbäume gestanden und Gleichheit und Brüderlichkeit gefeiert worden waren. Die sterbende Aristokratie hatte sich noch einmal aufgerafft und für ihre Demütigung zur Zeit der Helvetik blutige Rache genommen. Der Funke

der Revolution aber glühte weiter im Herzen des unterdrückten Landvolkes, welches die Helden von 1804 als Märtyrer verehrte und sie bis auf den heutigen Tag in ehrendem Andenken hält. Am 1. Oktober 1876 wurde beim Hotel „Löwen“ zu Affoltern der Gedenkstein eingeweiht, der ihre Namen für die kommenden Geschlechter verewigt. Ein dichterisches Denkmal setzte ihnen Kantonsrat und Nationalrat Hauser in Rifferswil mit einem vaterländischen Trauerspiel: „Märtyrer“, das im Jahre 1900 mehrmals erfolgreich aufgeführt wurde.

Nach der letzten revolutionären Zuckung des Bockenkrieges kehrte endlich wieder Ruhe in unser zerrüttetes Vaterland ein, das sich nun in einer 10jährigen, segensreichen Friedenszeit allmählich von den schweren Schicksalsschlägen der Umsturz-Epoche erholen konnte. Wenn auch der Uebergang zur Vermittlungsverfassung einen gewaltigen Rückschritt nach der Helvetik bedeutete, so waren doch die Vorteile gegenüber der Vorkriegszeit so groß, daß eine gesunde kulturelle Entwicklung möglich wurde. Vor allem war endlich einmal für die Landschaft das alte, erzaristokratische System der Vogtei-Herrschaften mit ihren tausenderlei Rechten, Satzungen und willkürlichen Verordnungen abgetan und durch einen einheitlichen Verwaltungsapparat ersetzt. So konnte denn der Staat, dessen finanzielle Lage sich durch Erhebung von Steuern und durch den Verkauf von Zehnten und Grundzinsen zusehends hob, immerhin einige wirtschaftliche Besserungen anstreben.

Durch Gründung eines starken Polizeikorps wurden Bettel und Landstreicherei, die geradezu zu einer



Landplage geworden waren, abgestellt; auch im Armen- und Gesundheitswesen machte man Fortschritte. Der allgemeine Wohlstand wurde gehoben durch die Gründung einer kantonalen, obligatorischen Gebäudeasssekuranz (1809) und einer kantonalen Ersparniskasse. Man förderte den Verkehr und die Landwirtschaft durch Verbesserung der Straßen, durch Fluß-Korrekturen und durch Entsumpfungen, man legte den Grund zu segensreicher privater Hilfstätigkeit durch die Pflege gemeinnütziger Bestrebungen, die Gründung einer zürcherischen Hilfs-gesellschaft und der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft im Jahre 1810.

Wohl suchte manch alter Zopf sich wieder einzubürgern, wie z. B. der Zunftzwang; doch die emporstrebende Industrie schuf auch für die Landleute viel neue Arbeitsgelegenheit. Die Landwirtschaft freilich lag noch sehr im Argen, und auch mit dem Volksschulwesen stand es trotz besonderer Gesetze nicht besser, da die Volksbildung wieder gänzlich den Gemeinden anheimgestellt und durch den Staat in keiner Weise unterstützt wurde. Dagegen hatte die Kirche wieder den alten, mächtigen Einfluß erlangt, den sie vor der Revolution besessen, und neuerdings suchte sie durch strenge Sittenmandate der durch die Kriegszeit hervorgerufenen Verrohung und Verwahrlosung zu steuern.

Aber bei alledem lag stets wie ein schwerer Alpdruck die Fremdherrschaft auf Land und Volk. Wohl waren die französischen Besatzungstruppen schon 1803 wieder aus der Schweiz zurückgezogen worden, dafür aber mußte sie mit Napoleon ein enges militärisches

Bündnis eingehen und ihm für seine fortwährenden Kriege eine beträchtliche Truppenabteilung zur Verfügung stellen, die durch Werbung stetsfort ergänzt wurde.

Da schien mit einem Male diese Fessel zu fallen. Der Untergang der großen Armee in Rußland und die Niederlage Napoleons bei Leipzig verkündeten das Ende der französischen Gewaltherrschaft. In dem ausgebrochenen Entscheidungskampfe proklamierte die Schweiz die Neutralität. Sie vermochte dieselbe aber nicht aufrecht zu erhalten; im Dezember 1813 überschritten die Alliierten unsere Landesgrenzen, und wiederum mußte unser Volk die schwere Plage einer militärischen Besetzung über sich ergehen lassen. Die Tagsgazung trat zusammen und beschloß am 29. Dezember Aufhebung der Vermittlungsakte. Was sollte an deren Stelle treten? Krieg oder Frieden? — Rückschritt oder Fortschritt?

Das ist die Frage, die ich euch das nächste Mal beantworten werde. Für heute lassen wir es genug sein und unsere Geschichte hier abbrechen. Sollte aber jemand von euch Lust haben, noch tiefer in die Ereignisse jener Zeit einzudringen, dann empfehle ich ihm dieses Büchlein: Der Bockenkrieg, 1804, von alt Lehrer J. J. Schneebeli, zum Studium.

Voller Freude erbat sich Paul die Erlaubnis, das Schriftchen mit nach Hause nehmen und lesen zu dürfen, und der Alte ließ es ihm recht gerne, lag ihm doch nichts mehr am Herzen, als im heranreisenden Geschlechte das Verständnis und die Freunde an der heimatischen Geschichte zu wecken und zu erhalten.

## 12. Abend.

Man zählte erst den 28. Februar, und doch wehte schon Vorfrühlingshauch durchs Land. Die Vögel hatten heute den ganzen Tag aus Leibeskräften musiziert; nun waren sie zur Ruhe gegangen. Die Crocus-Blümchen schlossen wieder ihre gelben und blauen Kelche, und die Schneeglöckchen neigten müde ihre Köpfehen. — Unsere Freunde aber dachten noch nicht an Schlafen. Sie hatten sich in fröhlichster Stimmung beim Sigristen-Karl eingefunden; die milden Frühlingslüfte, der Sonnenglanz, der Vogelsang und die knospende Blütenwelt hatte sie berauscht. Beim offenen Fenster saßen sie in der freundlichen alten Bauernstube und ließen in traulichem Geplauder den wundervollen Abend in ihrer Seele verklingen.

Unser heutiges Thema stimmt so recht zu der Vorfrühlingsahnung, die uns erfüllt, — begann der Sigristen-Karl seine Erzählung. — Auch in der Entwicklung unseres Ländchens war der Frühling noch nicht angebrochen, aber die treibenden Kräfte regten sich, in den verborgenen Adern pulsierte ein neues frisches Leben, und voller Hoffnung jubelte die sehnsüchtige Menschheit dem kommenden Frühling entgegen. Das Kapitel, das ich euch schildern will, soll euch zeigen:

### Wie die liberale Bewegung zur Reise kam.

Ihr erinnert euch, daß ich das letzte Mal die Frage stellte, ob nach dem Sturze Napoleons und der Vermittlungsakte wohl Krieg oder Frieden, Rückschritt

oder Fortschritt unserer Heimat beschieden gewesen sei. — Glücklicherweise vollzog sich die Verfassungsänderung ohne neue Wirren. Sie bescherte der Schweiz eine noch rückschrittlichere und losere Staatsverfassung, den Bundesvertrag. Wenngleich man nicht völlig zum Alten zurückkehrte, die neugeschaffenen Kantone beibehielt und noch drei weitere vollberechtigte Bundesglieder aufnahm, womit sich deren Zahl auf 22 erhöhte, so verharrte man doch nach Möglichkeit bei den einstigen Untertanenverhältnissen zwischen Stadt und Land, bei der Bevorzugung der Aristokraten, bei der Bevormundung und Ausbeutung des Landvolkes und bei der vollständigen Vernachlässigung der Volksbildung.

So war es auch im Kanton Zürich. Um neue Verfassungswirren zu vermeiden, arbeitete die Regierung unverzüglich neue Gesetze aus, die den Forderungen der Stadt bedeutende Zugeständnisse machte. Die Einteilung in Zünfte oder Wahlkreise wurde beibehalten, doch sicherte das neue Wahlverfahren der Stadt eine viermal größere Vertretung in den Behörden als dem Lande. Jede der 13 städtischen Zünfte wählte zwei, jede Landzunft 1 Mitglied in den Großen Rat, welcher sich hierauf selbst auf 212 Mann ergänzte. Der auf diese Weise hauptsächlich aus Städtern zusammengesetzte Große Rat beriet über Steuer- und Finanzfragen, wählte den Kleinen Rat, die Bürgermeister, das Obergericht, den Antistes, Kirchenrat und Erziehungsrat. Seine gesetzgeberische Tätigkeit war aber sehr gering, da der ausführenden Behörde, dem Kleinen Rat, bedeutende Macht eingeräumt war. — Die Arbeit der Obrigkeit

war nicht mehr öffentlich, die Pressefreiheit blieb aufgehoben. Mit fast unumschränkter Vollmacht konnten die Staatshäupter nun wieder über ihre Mitbürger, die neuerdings zu bloßen Untertanen heruntergesunken waren, schalten und walten. Sie ernannten die Richter, Beamten und Offiziere, und berücksichtigten dabei vor allem die Stadtbürger. Von 13 Oberrichtern waren 10, von 16 Obersten 13, von 160 Geistlichen 140 aus der Stadt, die doch 20 mal weniger Einwohner zählte als die Landschaft.

Der Kanton wurde in 11 Verwaltungsbezirke eingeteilt; als deren zweiter figurirte das Knonauer Amt. Diese Anordnung hat sich, wie ihr wißt, bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Kleine Rat ernannte für jeden Bezirk einen Oberamtmann, der zugleich Vorsitzender des Amtsgerichtes, also Gerichtspräsident war. Diese Oberamt männer besaßen die Gewalt der einstigen Landvögte, sie bezogen auch deren Schlösser und regierten sehr selbstherrlich. Den Gemeinden wurde ein großer Teil ihrer Selbständigkeit entzogen.

So blieb denn von den einstigen Freiheitsrechten nicht mehr viel übrig, und doch war ein großer Teil der städtischen Aristokraten damit noch nicht zufrieden; sie wären gerne wieder völlig zu den alten Zuständen zurückgekehrt, indem sie die Zehnten und Grundzinse wieder herstellen wollten. Das Landvolk mußte froh sein, daß die Regierung energisch jede Einmischung ablehnte, denn wenn es auch politisch wieder fast ganz entrechtet worden war, so sah es sich nun doch gegenüber früher wirtschaftlich bedeutend besser gestellt, da

sich ihm durch Ablösung der Feudallasten die Möglichkeit bot, sich allmählich aus der Armut emporzurichten.

Der Zeitabschnitt 1815—1830 war eine Epoche völligen inneren und äußeren Friedens. Die Regierung wirtschaftete unter der Führung des Bürgermeisters Hans von Reinhard mit äußerster Sparsamkeit; sie war jeder Neuerung abgeneigt und tat für die Allgemeinheit nur das Allernotwendigste. Als infolge der Hungerjahre 1816—1817 die Not des Landvolkes sehr groß war, durch die Zunahme des mechanischen Betriebes die Handarbeit in Abgang kam und die Arbeitslosigkeit immer weiter um sich griff, bequeme sie sich wohl zu einigen Unterstützungen und suchte durch Gründung einer landwirtschaftlichen Armenschule bei Töb Vinderung zu schaffen. Wenn sie daneben noch da und dort Straßenbauten in Angriff nahm, wie z. B. 1825—1827 die neue Albisstraße, so war damit ihre Arbeit für die Dessenlichkeit beinahe erschöpft. Hauptsache war ihr: möglichst wenig Ausgaben, möglichst kleine Steuern. Insbesondere für die Volksschule hatte sie gar nichts übrig, und so mußte denn diese aus Mangel an gebildeten Lehrkräften und genügenden finanziellen Hilfsmitteln auch weiterhin unter dem Patronat der Kirche ein kärgliches und klägliches Dasein fristen.

Und doch war gerade diese scheinbar so unfruchtbare, tatenarme Zeit eine Epoche neu erwachender Volkskraft. Zürich nahm wirtschaftlich einen großen Aufschwung; zu Stadt und zu Lande blühten die Seiden- und die Baumwollindustrie rasch empor; letztere soll

schon 1827 ungefähr 30 000 Menschen beschäftigt haben. Und je mehr die Sorge um das tägliche Brot in den Hintergrund trat, desto reger wurde auch auf dem Lande das Interesse für kulturelle Bestrebungen, um so eifriger trachtete man nach dem Ausbau der Volksschule, nach der Verbesserung der Landwirtschaft, nach der Förderung des Handels und Verkehrs und nach der Hebung der öffentlichen Wohlfahrt. Durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hatte sich das Landvolk emporgerungen; es war sich seiner selbst bewußt geworden und hatte die Ideen der Revolutionszeit zur Reife gebracht. Das zögernde, zurückhaltende Gebaren der Zürcher Regierung entsprach seinem Bildungsdrange nicht mehr, und so suchte es aus eigenem, privatem Antriebe sich das anzueignen, was ihm der Staat kurzfristigerweise vorenthielt.

In geradezu vorbildlicher Art geschah dies im Auenauer-Amt, nachdem hier der einstige Statthalter und nachherige Oberamtmann Fricke von Maschwanden im Jahre 1823 zum gewaltigen Jubel der Bevölkerung abgesetzt worden war. An seine Stelle trat Konrad Melchior Hirzel, ein Stadtzürcher aus alt-aristokratischem Geblüte, aber durchdrungen vom liberalen Geiste der Neuzeit; ein Mann voll hochfliegender Ideale und praktischer Pläne, der wie kein Zweiter der Wohltäter unseres Bezirkes genannt werden darf. In der Erkenntnis, daß man durch private Tätigkeit der allzu langsamen Kulturarbeit der Behörden vorgreifen müsse, besammelte er am 22. November 1825 vierzig der angesehensten Männer aus dem Bezirke im Schlosse zu



Knonau zu einer Besprechung. Er wies sie ausführlich auf die vorhandenen Notstände hin und schlug ihnen vor, zu deren Abhilfe eine gemeinnützige Knonaueramts-gesellschaft zu gründen. Die Anregung fand



Konrad Melchior Hirzel.

freudige Zustimmung, und schon am 15. Dezember des gleichen Jahres konnte in Anwesenheit von 140 Mitgliedern die Gründungsversammlung abgehalten werden.

Unter der Leitung des Oberamtmanns Melchior Hirzel machte sich die Gesellschaft unverzüglich daran, das Schulwesen in unserm Bezirke auszubauen. Am 8. Mai 1826 wurde die Errichtung einer Amtsschule in Mettmenstetten beschlossen und sofort ins Werk gesetzt, und schon am 2. Oktober desselben Jahres konnte sie mit 40 Schülern und zwei Lehrern eröffnet werden. Sie war bestimmt, anschließend an die untern Volksschulen den Unterricht weiter auszubauen und betrieb folgende Fächer: Deutsch, Meßkunst, Naturkunde, vaterländische Geschichte und Erdbeschreibung, Französisch, Zeichnen, Gesang, Religion und Sittenlehre und Leibesübungen, — umfaßte also das Programm der später, im Jahre 1833 gegründeten Sekundarschulen des Kantons Zürich.

„Dann wäre also die Amtsschule zu Mettmenstetten die erste zürcherische Sekundarschule?“ — fragte die erstaunte Frieda, die vor noch nicht langer Zeit der Schulbank entwachsen war und sich recht gerne der drei schönen Jahre erinnerte, die sie in jenem altehrwürdigen Sekundarschulhause verbracht hatte. — Ganz richtig, — bestätigte der Sigristen-Karl. — Der Oberamtmann Melchior Hirzel ist später Regierungspräsident und Mitbegründer der allgemeinen Sekundarschule geworden, die er nach dem Muster der Amtsschule ausgebaut hat.

„Aber wie kommt es denn, daß über der Eingangstüre der Amtsschule die Jahreszahl 1828 eingemeißelt ist, wenn sie doch 1826 gegründet wurde?“ wunderte Ernst, denn er erinnerte sich recht deutlich des altertümlichen Portals, das er einst in einer Federzeichnung ausgeführt hatte.

Die Sache verhält sich so, — erwiderte der Sigristen-Karl, — die Amtsschule wurde, wie ich euch sagte, am 2. Oktober 1826 eröffnet. Da es aber an einem geeigneten Lokal fehlte, wurde sie vorläufig im Hause des Kirchmeiers Kleinert in Unter-Mettmenstetten untergebracht. Doch schon am 14. Mai 1827 beschloß die Gemeinnützige Gesellschaft den Bau eines Amtsschulhauses und kaufte den „Funktischen Weingarten“ in Unter-Mettmenstetten an. Gewaltig war die Opferfreudigkeit der damaligen Bevölkerung. Durch freiwillige Steuern, durch private Geldvorschüsse und durch unverzinsliche Aktien, die später größtenteils geschenkt wurden, brachte man eine Bausumme von 8050 fl. zusammen; das Bauholz und die Fuhren waren fast durchwegs gratis. So konnte denn im Jahre 1828 der Bau begonnen werden, und am 17. August 1829 wurde er unter dem Jubel der Bevölkerung eingeweiht. Es waren freilich noch viele Hindernisse zu überwinden, um den Betrieb der Anstalt immer aufrecht erhalten zu können, aber schon nach wenigen Jahren erfolgte, wie ich bereits gesagt habe, die Gründung der obligatorischen Volksschulen, womit dann der Staat die Sorge auch für die Amtsschule Mettmensstetten übernahm und ihre weitere Wirksamkeit sicher stellte.

Gleichzeitig mit der Errichtung der Amtsschule nahm die Gemeinnützige Gesellschaft die Schaffung einer Bezirks-Ersparniskasse an die Hand, um auf diese Weise das wirtschaftliche Leben des Volkes zu fördern und den Wohlstand zu heben. Am 1. Juli 1826 konnte das Institut mit noch bescheidenen Mitteln eröffnet werden; doch das Vertrauen in das Unternehmen stieg sehr rasch. Im Jahre 1842 schloß sich ihm die 1821 gegründete Ersparniskasse Mettmensstetten an, die Mitgliederzahl stieg in Kürze von 300 auf 4000, und im Jahre 1870 konnte die Kasse unter günstigen Bedingungen liquidirt und an die inzwischen gegründete Kantonalbank abgetreten werden, welche in Affoltern eine Filiale errichtete.

Die von Melchior Hirzel gegründete Gesellschaft widmete auch andern Arbeitsgebieten ihre Aufmerksamkeit und schuf noch manch wertvolles Werk, das theils früher, theils später aus ihrem Schoße hervorging. So machte im November 1829 Bezirksarzt Schweizer in Knonau die Anregung zur Gründung einer Armenanstalt, ein Projekt, das freilich erst im Jahre 1834, nach Ankauf der Staatsdomäne Kappel, verwirklicht werden konnte.

Auch für die Gesangeskunst und Förderung „unschuldiger Ergötzlichkeiten“ hatte die Gemeinnützige Gesellschaft reges Verständnis, denn sie gab am 6. Dezember 1827 ihre Einwilligung zur Gründung eines Bezirksgeangvereins nach den Statuten, die Melchior Hirzel selbst entworfen hatte, und unterstützte ihn mit 30 fl.

Eine besondere Unterkommission beschäftigte sich indes unermülich mit der Hebung der Landwirtschaft. Sie stellte Untersuchungen an über den Anbau künstlicher Grasarten, über die Verbesserung schlechter Wiesen, über den Anbau von Oelpflanzen u. s. w., sie befaßte sich mit dem Raupenschaden im Jahre 1827, mit der Krankheit des Getreides, sie prüfte die Verwendung des Kartoffelpfluges und förderte die Veredelung der Obstbäume. Die Ergebnisse ihrer Beobachtungen wurden veröffentlicht und zu deren Durchführung Kredite ausgesetzt; bei der Amtsschule Mettmensstetten wurde sogar eine besondere Baumschule angelegt und Unterricht in der Obstveredelung erteilt.

„Das war ja die reinste Landwirtschaftsschule“, bemerkte May verwundert. — Aber sie war auch bitter notwendig, — versetzte der Sigristen-Karl, — denn bis dahin war auf diesem Gebiete noch fast nichts geschehen. Doch die Arbeit der landwirtschaftlichen Kommission war damit noch nicht erschöpft. Sie strebte Verbesserungen in der Forstwirtschaft und im Rebbau an, sie verlangte die Beseitigung der lebenden Hecken, sie unterstützte die Schaf- und Schweinezucht und suchte sogar die Seidenraupenzucht, den Hopfenbau und die Strohflechterei bei uns einzubürgern. Sie munterte zur Anschaffung von Löschvorrichtungen auf, sie erkannte die Bedeutung der Viehasssekuranz und betrieb die Oeffnung von Feldwegen. Als erste Grundbedingung zur Hebung der Landwirtschaft betrachtete man die rasche Ablösung der Zehnten und Grundzinsse. Man bildete deshalb geheime Fonds, die zur Tilgung dieser letzten

mittelalterlichen Fesseln bestimmt waren. Kurz, man suchte nach allen Richtungen hin die wirtschaftliche Entwicklung unseres Bezirkes zu fördern; und als die Kommission ihr umfangreiches Arbeitsfeld nicht mehr mit der nötigen Gründlichkeit beherrschen konnte, wurde im Jahre 1844 zur Gründung eines landwirtschaftlichen Bezirksvereins geschritten, der eine recht nutzbringende Tätigkeit entfaltete.

Die segensreiche Wirksamkeit der Gemeinnützigen Gesellschaft befruchtete auch das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben in den Gemeinden; es entstanden landwirtschaftliche Ortsvereine, Gesangsvereine, Turnvereine, Lesegesellschaften, Verschönerungs- und Gemeindevereine, Schützenvereine und gemeinnützige Ortsgesellschaften.

Eine köstliche Saat war unter der mütterlichen Obhut der Gemeinnützigen Bezirksgesellschaft herangereift; die Fesseln politischer und geistiger Knechtschaft waren dem Volke schon lange zu eng geworden; die aristokratische Selbstüberhebung der Stadt mußte angeichts der mächtigen kulturellen Entwicklung des Landes verblässen.

Selbst die Regierungsmänner zu Zürich erkannten die Notwendigkeit gewisser Reformen und Zugeständnisse an die Liberalen. Der fortschrittliche Dr. Paul Usteri erkämpfte 1829 die Pressfreiheit, Vorkarbeiten für eine Schulreform wurden an die Hand genommen, die Machtbefugnisse des Kleinen Rates wurden beschränkt, diejenige des Großen Rates erweitert, — aber es waren alles nur Halbheiten gegenüber den gebieterischen Forderungen der Zeit.

Da brach im Juli 1830 in Paris Revolution aus. Der erzaristokratische Bourbonenkönig Karl X. mußte fliehen und die liberale Bürgerschaft erhob ihren Liebling, den fortschrittlich gesinnten Herzog Louis Philippe von Orleans auf den Thron Frankreichs.

Dies war das Signal zum Sturm auf die alte, längst überlebte Staatsform und ihre bezopften Vertreter, das bedeutete den Anbruch einer neuen Aera in der Geschichte der Menschheit, die Verwirklichung der freiheitlichen Grundsätze der französischen Revolution vom Jahre 1789.

### 13. Abend.

#### Der Sieg der Liberalen.

Es ist ein erhebendes Blatt in unserer vaterländischen Geschichte, das wir heute zu besprechen haben, — begann der Sigristen-Karl bei der nächsten Zusammenkunft seiner jungen Zuhörer, — und wenn auch unser Bezirk in den kommenden Ereignissen keine führende Rolle spielte, so nahm er doch freudigen Anteil an der Gestaltung der Dinge und begrüßte mit Begeisterung den Sieg des Liberalismus über die aristokratische Staatsform.

Nachdem in Paris die Juli-Revolution einen raschen Sieg des Bürgertums herbeigeführt hatte, fing auch in Zürich der Thron des aristokratischen Bürgermeisters Reinhard an zu wanken. Zu Stadt und zu Lande wurden von den Liberalen eifrig Zusammenkünfte abge-



halten, Verfassungsrevisionen entworfen und Volksbegehren ausgearbeitet. Der deutsche Flüchtling Dr. Ludwig Snell und der Arzt Streuli in Rüsnacht legten die Forderungen der Landschaft im sogenannten Rüsnachtter-Memorial nieder. Man verlangte Totalrevision der Verfassung, Trennung der Behörden nach gesetzgebender, ausführender und richterlicher Gewalt, Deffentlichkeit der Staatsgeschäfte und Kontrolle derselben durch den Großen Rat, in welchem die Landschaft gegenüber der Stadt im Verhältnis 2:1, also im Uebergewicht vertreten sein sollte.

Die Regierung zeigte sich aber sehr ungnädig solchen Bestrebungen gegenüber. Snell floh nach Basel, und die Seeleute rüsteten zu energischem Vorgehen. Unter dem Vorsitze des einstigen helvetischen Regierungstatthalters Pfenninger in Stäfa tagte daselbst eine Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen Kantonsgegenden und beschloß die Einberufung einer Landsgemeinde auf den 22. November nach Uster. Aufrufe wurden erlassen, fieberhafte Vorbereitungen wurden getroffen, und bei prächtigem Herbstwetter vollzog sich in völliger, von tiefem Ernst durchdrungener Ruhe der geschichtlich denkwürdige Ustertag. Um die 8000 Mann hatten sich aus allen Bezirken zusammengefunden; unter freiem Himmel wurde getagt und in machtvoller Kundgebung erklärte das Volk seinen entschiedenen Willen zu einer liberalen Umgestaltung der Verfassung. Heinrich Gujer, „der kluge Müller“ von Bauma, leitete die riesige Versammlung, der Arzt Dr. Johannes Hegetschweiler in Stäfa, der Bruder des in

Rifferswil amtenden Arztes und spätern Statthalters im Anonauer-Amte, gab ihr in feierlicher Rede den idealen Schwung, und der Gemeindeammann Stefan von Wädenswil verlas das Usterner Memorial und nahm die mannigfachen Volkswünsche entgegen.

Die würdevolle Volksversammlung verfehlte ihre gewaltige Wirkung auf Stadt und Regierung nicht. Gemäß den Forderungen der Landschaft wurde der Große Rat neu bestellt und dabei dem Landvolke  $\frac{2}{3}$  der Sitze eingeräumt. Hierauf wurde durch eine besondere Kommission unter dem Vorsitz Usteris und der Mitarbeit des Oberamtmanns Melchior Hirzel eine neue Verfassung ausgearbeitet, die am 20. März 1831 in glänzender Volksabstimmung (40 503 Ja gegen 1721 Nein) gutgeheißen wurde.

Damit hatte endlich unser Zürcher-Volk das Ziel erreicht, wofür es seit vierzig Jahren unentwegt gekämpft und gelitten hatte. Das, was es im Stäfner-Handel, zur Zeit der Helvetik und im Bockenkriege vergeblich angestrebt, fiel ihm nun ohne Kampf und Blutvergießen als reife Frucht in den Schoß. Es versteht sich, daß die alte Regierung mit dem aristokratischen Bürgermeister Junker Hans von Reinhard an der Spitze nun endgültig vom Amte zurücktrat und freiheitlich gesinnten Männern Platz machte. Als Bürgermeister und zugleich Großrats-Präsident wurde erkoren der verdiente Dr. Paul Usteri, der machtvolle und unerschrockene Vorkämpfer des Liberalismus während der letzten vierzig Jahre. Leider durfte er den Sieg der Volksfreiheit nicht überleben; er erkrankte unvermutet

rasch und starb am 9. April 1831 zur großen Trauer des ganzen Zürcher-Volkes. Ihm folgten als Bürgermeister Konrad von Muralt, als Präsident des Großen Rates Melchior Hirzel, der einstige Oberamtmann des Anonauer-Amtes. Letzterer wurde zugleich in den Regierungsrat gewählt und trat ein Jahr später als Bürgermeister an dessen Spitze.

Die neuen Gesetze brachten eine völlige Umgestaltung der Verwaltung in den Bezirken, deren Behörden durch Wahlmännerversammlungen ernannt wurden. Das Strafwesen, die Polizei und das Straßenwesen lag in den Händen des Statthalters. Die Aufsicht über die Gemeindeverwaltung und Waisenpflege wurde dem Bezirksrate überbunden, die Rechtsprechung besorgte das Bezirksgericht, und über Schule und Kirche wachten die Bezirksschul- und die Bezirkskirchenpflege.

In den Gemeinden galt als oberste Instanz die Gemeindeversammlung, die den Gemeinderat, den Stillstand (später Kirchenpflege genannt) und die Schulpflege ernannte. Sie hatte die Arbeit der Behörden zu begutachten und über wichtige Gemeindeangelegenheiten zu beschließen. So besaß denn das Volk in Gemeindefachen weitgehende Freiheiten, eine Einrichtung, die schon den Kern zum spätern demokratischen Ausbau der Verfassung in sich trug. Unabhängig von den Gemeindeversammlungen waren die Gemeindeammänner, welche durch den Bezirksrat ernannt wurden. Die Abordnung der Geistlichen lag in der Hand des Kirchenrates, diejenige der Lehrer im Bereich des Erziehungsrates.

Nachdem die Fessel der aristokratischen Staatsform gesprengt und das Volk mündig erklärt worden war, konnte nunmehr das schon vorher rege pulsierende kulturelle Leben sich mächtig entwickeln. Der Staat scheute keine Ausgaben, um die öffentliche Wohlfahrt, die wirtschaftliche und geistige Entwicklung zu fördern. Der Verkauf der Zehnten und Grundzinse wurde erleichtert, so daß sie in wenigen Jahren abgelöst werden konnten; die Weggelder und Binnenzölle wurden abgeschafft und an die Kantonsgrenzen verlegt, das Gewerbe wurde fast völlig freigegeben und dadurch der Industrie ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten geboten. In den Jahren 1836—1842 wurden zu Zürich das Kantonshospital, das Anatomiegebäude und das Absonderungshaus erstellt; nach Einführung eines Expropriationsgesetzes wurde mit besonderem Eifer das Straßennetz ausgebaut und dessen Unterhalt teilweise durch den Staat übernommen, so daß der Kanton Zürich im Straßennetzen als Vorbild gelten konnte. Am 19. Juli 1835 wurde das erste Dampfschiff auf dem Zürichsee, die „Minerva“, von Stapel gelassen und damit ein neues, wichtiges Verkehrsmittel gewonnen, ja bereits traf man auch Vorarbeiten zum Bau von Eisenbahnen.

Am größten und weitgehendsten aber waren die Reformen im Schulwesen. Durch Dr. Thomas Scherr, Melchior Hirzel, Drelli und andere hervorragende Gelehrte und Staatsmänner wurde ein neues Schulgesetz für alle Stufen geschaffen und mit Ostern 1833 eingeführt. Schon vorher, am 7. Mai 1832 war unter Scherrs Leitung das kantonale Lehrerseminar zu Küss-

nacht eröffnet worden, um damit das Grundübel, die mangelhafte Ausbildung der Lehrer, zu beseitigen. Eine große Menge untauglicher Lehrer wurde abgesetzt. Scherr schuf vorbildliche Schulbücher; Pestalozzis Unterrichtsmethoden kamen nun endlich zur Geltung, und unabhängig von Kirche und Geistlichkeit konnte die Volksschule fortan ihre eigene Entwicklung durchmachen. Mit der Aufhebung des altehrwürdigen Chorherrenstiftes am Grossmünster gewann man die Mittel zur Gründung der Kantonschule und der Hochschule, so daß Zürich von nun an über einen geschlossenen Kreis vorzüglicher Bildungsanstalten verfügte.

„Aber was geschah denn mit der Anonaueramtschule zu Mettmenstetten?“, warf Max fragend ein, indem er eine Sprechpause des Sigristen-Karl ausnützte, „ist sie in den allgemeinen staatlichen Volksschulen aufgegangen, oder hat sie ihr Sonderdasein unter der Obhut der Gemeinnützigen Gesellschaft weiter geführt?“

Diese Frage habe ich euch eigentlich schon beantwortet, — bemerkte ruhig fortsahrend der Alte. — Durch die Gründung der obligatorischen Volksschule war die Stellung der Amtsschule zu Mettmenstetten bedeutend gebessert worden. Sie wurde als alleinige Sekundarschule des Bezirkes Anonau erkannt, erhielt fortan staatliche Unterstützung und stand unter staatlicher Aufsicht, so daß die Gemeinnützige Gesellschaft nach dieser Seite stark entlastet wurde. Immerhin leistete sie auch jetzt noch beträchtliche Beiträge an ärmere Schüler, besonders an diejenigen abgelegener Gemeinden, um allen intelligenten Knaben und Mädchen des Bezirkes deren Besuch zu ermöglichen.

Auch das Primarschulwesen erfuhr infolge des neuen Schulgesetzes eine durchgreifende Aenderung. Da die Ausbildung der Primarlehrer durch das Lehrerseminar erst in späteren Jahren sich bemerkbar machen konnte, strebte die Gemeinnützige Gesellschaft Kurse an, zu deren Besuch die Lehrer jeden Monat einen Tag im Amtsschulhaus hätten verbringen sollen. Als der Erziehungsrat seine Einwilligung hiezu nicht gab, wurde zur Förderung der Lehrerbildung ein Mappenzirkel organisiert.

Eine sehr bedeutungsvolle Neugründung geschah in unserm Bezirke, als im Jahre 1834 die Regierung sich anschickte, die Staatsbesitzungen zu verkaufen, um auf diese Weise ihren Finanzhaushalt zu stärken. Der von Bezirksarzt Schweizer im Jahre 1829 gemachte Vorschlag zur Gründung einer Bezirks-Armen- und Waisenanstalt wurde wieder in Erwägung gezogen und eine besondere Kommission niedergesetzt, die den Ankauf der staatlichen Liegenschaften bei Kappel zu bewerkstelligen hatte. Dies geschah. Die Gebäulichkeiten des einstigen Klosters und etwa 220 Juchart Land, die seit Eingehen von Bullingers theologischem Seminar durch städtische „Amtsmänner“ verwaltet worden waren, wurden für 46 300 fl. angekauft und vorläufig einem Verwalter unterstellt. Hierauf wurden durch die Kirchgemeinden unseres Bezirkes — mit Ausnahme von Bonstetten, Stallikon und Wettwil — Ausschüsse gewählt. Diese stellten Statuten auf, regelten die Kostgelder und ließen für etwa 6000 fl. die nötigsten baulichen Veränderungen vornehmen. Nachdem noch für 5000 fl.

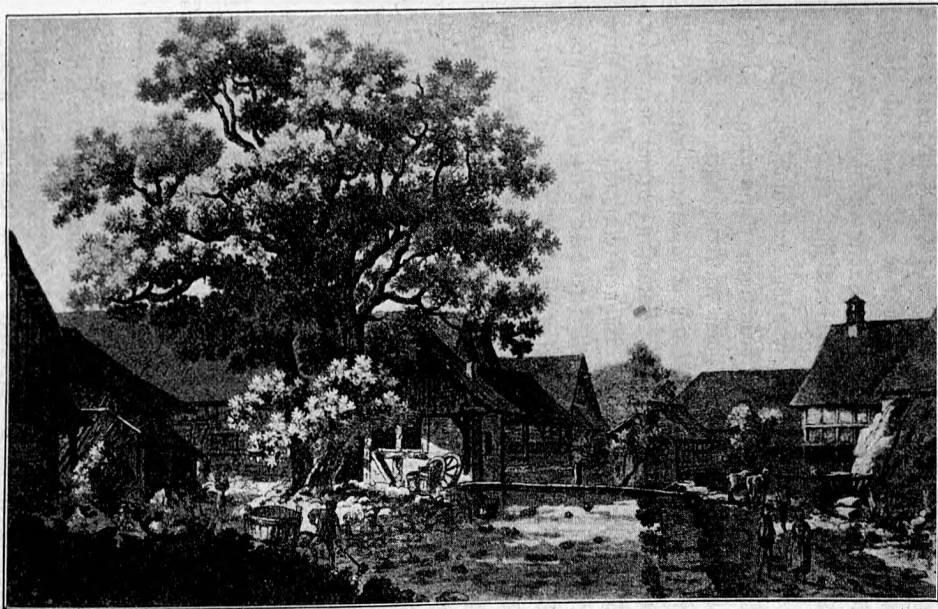
Jahrhabe, Mobilien und Gerätschaften angeschafft worden, wurde im Frühjahr 1836 die Anstalt mit 37 Erwachsenen und 70 Kindern eröffnet. Eine von allen Kirchgemeinden des Bezirkes besandte Verwaltungskommission hatte den Fortgang des Unternehmens zu überwachen. Die Bewirtschaftung und Leitung desselben wurde einem Verwalter übergeben, der einen Hausmeister und Dienstpersonal zur Seite hatte. Zur Unterweisung der Kinder wurde eine Armenschule mit besonderen Lehrkräften errichtet, an welche die Gemeinnützige Gesellschaft die früher der Amtsschule bestimmten Beiträge zuschoß.

„Ich glaubte, die Anstalt zu Kappel sei eine Armen- und Korrekionsanstalt, und kein Waisenhaus“, fiel hier Trudi ein. — Das will ich euch gleich erklären, unterbrach der Sigristen-Karl. — Es zeigte sich später, daß bedeutende Vereinfachungen vorgenommen werden mußten, um die Anstalt über Wasser halten zu können. Ungefähr die Hälfte der Liegenchaften wurde wieder veräußert, die Hausvater-Stelle ließ man eingehen, die Kostgelder wurden erhöht, die Armenschule mit der Dorfschule Kappel vereinigt und im Jahre 1853 die Waisenabteilung völlig aufgehoben. Seither aber konnte der Betrieb erfolgreich weitergeführt und zweckentsprechend ausgebaut werden, so daß dort heute 130—160 Pflöge untergebracht sind. Neben der Armenabteilung wurden daselbst später noch ein Krankenazyl mit ungefähr 20 Betten und eine staatliche Korrekionsanstalt eingerichtet.



„Es ist bewundernswert, welche großzügige Werke unter der genialen Leitung Melchior Hirzels in unserm Bezirke erstanden“, rief Ernst begeistert aus; doch der Sigristen-Karl machte darauf aufmerksam, daß der einstige Oberamtmann des Knonauer-Amtes wohl kaum der eigentliche Schöpfer der Anstalt Kappel gewesen sein könne, da er ja im Jahre 1831 in den Regierungsrat berufen wurde und bereits 1832 den einflußreichen Posten eines zürcherischen Amtsbürgermeisters bekleidete. Freilich verblieb er bis zu seinem Tode 1843 Präsident der Gemeinnützigen Gesellschaft, doch konnte er sich deren Werken nicht mehr mit der gleichen Gründlichkeit annehmen wie früher. Ihrem verdienstvollen Gründer und Förderer errichtete die Gesellschaft ein bleibendes, schönes Denkmal durch die Anlegung eines Hirzel-Stipendienfonds, der durch Sammlung von freiwilligen Beiträgen, durch Legate, Zuschüsse und Zinsen bis auf 50 000 Fr. geäußnet wurde und später manchem strebsamem Jüngling unseres Bezirkes den Besuch höherer Lehranstalten ermöglichte.

An Stelle des einstigen Oberamtmanns zog nun, im Jahre 1831, der neue Bezirksstatthalter, der Arzt Dr. Joh. Jak. Hegetschweiler von Rifferswil in das landvögtliche Schloß zu Knonau ein, denn letzteres war durch Beschluß des Großen Rates nach heftigem Redegesecht an Stelle von Affoltern und Mettmenstetten, die sich ebenfalls um diese Gunst beworben hatten, zum Regierungssitz ernannt worden. Doch schon im Jahre 1837 wurde das vorteilhafter gelegene Affoltern zum Hauptort ernannt, der dem Bezirke seit 1839 auch



Affoltern a. A. aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

Stich v. F. Hegi nach A. Benz.

seinen Namen lieb und sich eines raschen Ausblühens erfreute. Fast hält es schwer, in dem heutigen, städtisch gebauten Industrieort noch das alte Dorfbild zu erkennen, von dem uns eine Partie in diesem hübschen, alten Stiche überliefert worden ist.

Und wie Affoltern, so nahm nun auch der nach ihm benannte Bezirk einen prächtigen Aufschwung. Freilich mochte nach den gewaltigen Anstrengungen der Dreißigerjahre eine kurze Zeit der Erschlaffung und der Abspannung folgen und der Schöpfungsdrang der Bevölkerung etwas ruhigere Bahnen einschlagen; die liberale Gesinnung aber, die Melchior Hirzel, der große Wohltäter unseres Bezirkes, einst so mächtig gefördert und in so edler Weise zu fruchtbarer Tätigkeit angespornt hatte, wirkte weiter und begründete die fortgeschrittene geistige Kultur und den materiellen Wohlstand unserer Einwohnerschaft.

## 14. Abend.

Die Fastnacht war glücklich überstanden; Alt und Jung hatten nach des langen Winters Herrschaft die verborgen gehaltenen, geheimen Lebenskräfte gründlich austoben lassen, gleich als ob sie damit das Wiedererwachen der ganzen Natur andeuten wollten. Auch unsere jungen Freunde waren nicht zu Hause geblieben, sondern hatten im allgemeinen fröhlichen Treiben eifrig mitgemacht. Sogar der Sigristen-Karl mußte

ihnen mit seinem fachmännischen Rat beistehen, damit sie eine historische Gruppe: Die Hundetötung zu Mettmestetten — aus Hans Waldmanns Zeiten — stilgerecht darstellen konnten. Ernst, Paul und noch einige seiner Kameraden erschienen in der damaligen bäuerlichen Landestracht, mit Knüppeln und Dreschfliegeln bewaffnet, und führten große Hunde an der Leine. Unter beständigen Drohungen trieben sie die Waldmannischen Hundekommissare vor sich her, welche für Schimpf und Schande nicht zu sorgen brauchten, da ihnen solcher durch einige dralle Bäuerinnen und durch ein Rudel Jungen, welche dem Zuge in zeitgemäßer Verkleidung folgten, in reichlicher Menge zugebracht wurde.

Wenn sich nun auch das farbige bewegte Treiben in den Straßen und auf den Plätzen wieder gelegt hatte, so war der Narrenspuk doch nicht ganz aus den Gemütern gewichen. Insbesondere empfand jedermann noch das Bedürfnis nach Gesellschaft und Unterhaltung, um den aufgeweckten Witz- und Lachteufelchen freien Lauf lassen zu können. So war denn die nächste Zusammentkunft unserer jugendlichen Abendgesellschaft wiederum eine willkommene Gelegenheit zu geselligem Zusammensein. Es schien, als hätte sich der Wettergott persönlich ins Zeug gelegt, um sie zu einem gelungenen Vorfrühlingsfestchen zu gestalten. Das aufgeweckte Kennchen hatte zudem herausgefunden, daß dieser 14. Abend laut Kalender haargenau auf den „Ernsten-Tag“ falle, was doch wohl als ein höherer Fingerzeig anzusehen sei, um den einst versprochenen Besuch in Ernsts Elternhaus, im „Sternen“, nun zur Ausführung zu

bringen. Der Sigristen-Karl ließ es daraufhin an einigen neckischen Bemerkungen nicht fehlen, doch konnte er sich natürlich den triftigen Beweisgründen seines Enkelkindes nicht verschließen und gab auch bald seine Zustimmung.

So trafen denn unsere jungen Freunde im schön gelegenen „Sternen“ wieder zusammen. Sie brachten es aber nicht über sich, sich sofort in die Stube einzuschließen, sondern standen noch längere Zeit plaudernd im Freien, um den wundervollen Sonnenuntergang zu betrachten. Erst als die sammet-violette Farbe über dem Lindenberg allmählich verblaßte und dafür die Sterne immer heller auffunkelten, zogen sie sich in die festlich aufgeräumte Wohnstube zurück.

Ueber dem stimmungsvollen Abend waren alle still geworden, so daß der Sigristen-Karl ohne Umschweife das heutige Thema seiner Geschichte anschneiden konnte, welches lautete:

### Der Kampf um die neue Ordnung.

Er begann:

Der liberale Umschwung der Dreißigerjahre, von dem ich euch das letzte Mal berichtet habe, bedeutete einen so gewaltigen Fortschritt im politischen und wirtschaftlichen Leben der zürcherischen Landbevölkerung, daß sie sehr bald zum großen Teil mit dem raschen Fortgang der Entwicklung nicht mehr Schritt halten konnte und nach und nach in das Lager der Opposition überging. Es waren eben hauptsächlich nur die aufgeklär-

ten, führenden Männer von Stadt und Land gewesen, welche die Bewegung geleitet hatten; Bildung und Aufklärung waren noch zu wenig ins Volk hineingedrungen, um es politisch reif zu machen. So mußte sich der Kreis der Unzufriedenen immer mehr vergrößern und schließlich zu einem Rückschlag, dem sogenannten Zürichputsch führen.

Den Grundstock der Gegner der neuen Ordnung bildeten naturgemäß die Anhänger des Alten, die Konservativen, die 1830 vom Staatsruder verdrängt worden waren. Sie erhielten Zuzug vom Oberlande her, weil dort infolge des Ueberhandnehmens der mechanischen Warenerzeugung die Handweberei lahmgelegt worden und die Not eingezogen war. Schon am Ufertage hatten die Oberländer gebieterisch die Abschaffung der mechanischen Weberei verlangt, eine Forderung, die natürlich nicht verwirklicht werden konnte. Die gereizte Stimmung machte sich Luft, als am 27. November 1832 zu Uster die Wiederkehr des großen Freiheitstages gefeiert werden sollte. Die Oberländer richteten ihren Haß gegen die Fabrik Korrodi u. Pfister in Uster, die schließlich bestürmt und in Brand gesteckt wurde. Freilich konnte der Aufruhr sofort niedergeschlagen werden, aber ein scharfer Stachel blieb zurück und vergrößerte den geheimen Widerstand gegen die liberale Regierung.

Neben diesen wirtschaftlichen Nöten war es besonders die neugeschaffene Volksschule, die mehr und mehr Unwillen erregte. Deren Begründer und eifriger Förderer, Seminardirektor Dr. Thomas Scherr, wurde die

Zielscheibe zahlloser gehässiger Anfeindungen, da er die Schule ganz auf eigene Füße gestellt, vom Einfluß der Kirche und der Geistlichkeit befreit und in freizügig liberalem Sinne ausgebaut hatte. Die Geistlichen, die abgesetzten Schulmeister mit ihrem ganzen Anhang, besonders auch alle die unzufriedenen Steuerzahler machten gegen Scherr, seine Schulbücher, das Seminar und die neuen Lehrer Opposition. Zu Stadel kam es im Frühling 1834 zu einem förmlichen Aufruhr; das Schulhaus wurde durch die gereizte Einwohnerschaft erstürmt und die Scherr'schen Schulbücher auf die Straße geworfen.

Aber noch mehr als durch dies alles wurde die öffentliche Meinung aufgepeitscht durch religiöse Bedenken, die sich besonders bei der Landbevölkerung bemerkbar machten. Die liberale Regierung mit Melchior Hirzel an der Spitze zeigte wenig Interesse für die herrschende orthodox-strenggläubige Kirche und begegnete deshalb wachsendem Mißtrauen bei der Geistlichkeit und einem großen Teil der Bevölkerung. Dieser Gegensatz wurde plötzlich zu einer brennenden Tagesfrage, als die Regierung beschloß, den berühmten freisinnigen Theologen Dr. Friedrich Strauß als Professor an die Hochschule Zürich zu berufen. Dieser noch junge Gelehrte war hauptsächlich bekannt geworden durch eine Schrift, in der er die herrschende Auffassung von der Göttlichkeit Jesu ansocht und das Neue Testament größtenteils als religiöse Dichtung bezeichnete. Bei dem strenggläubigen Volke war Strauß als ein Gottesleugner und Gotteslästerer verschrien; — so mußte dessen Be-



rufung nach Zürich wie ein Alarmeruf wirken. Am linken Seeufer bildete sich ein Glaubenskomitee mit dem Fabrikanten Hürlimann-Landis von Richterswil an der Spitze; sofort wurde der Widerstand im ganzen Kanton herum organisiert, Flugschriften wurden erlassen, Bittschriften eingereicht, und, als die Regierung nicht nachgeben wollte, eine Volksabstimmung veranstaltet. Mit überwältigender Mehrheit (4:1) sprach sich die Bevölkerung gegen die Berufung von Strauß aus. Jetzt gab die Regierung nach, Strauß wurde entlassen und pensioniert.

Es zeigte sich aber bald, daß der sogen. Straußenhandel für viele Gegner der liberalen Regierung nur ein Vorwand gewesen war, um ihre politischen Pläne zu verwirklichen. Nachdem der Stein des Anstoßes entfernt war, richteten sie ihre Angriffe hauptsächlich gegen Scherr, das Seminar und die neue Volksschule, die ihnen nicht religiös genug waren. Das Glaubenskomitee gebärdete sich wie ein Staat im Staate, betrieb Gemeindeversammlungen, erließ Proklamationen, gab den Gemeindebeamten Befehle, suchte die Wahlen zu beeinflussen, bis die Regierung schließlich solche Machenschaften unterlagte. Dadurch wurde die Stimmung noch gereizter; eine mächtige Volksversammlung zu Kloten verlangte am 2. September 1839 Aufhebung des Verbotes, Umänderung des Seminars in religiösem Sinne und Besetzung des Erziehungsrates mit religiös denkenden Männern. Die Regierung lenkte auch jetzt noch nicht ein, dagegen zirkulierten unsinnige Gerüchte über das Eingreifen der übrigen Eidgenossenschaft zu

Gunsten der Liberalen; das Glaubenskomitee erließ Proklamationen und stellte den gesamten Landsturm auf Piquet.

Pfarrer Bernhard Hirzel in Pfäffikon erachtete den Augenblick zum Losschlagen für gekommen. In der Nacht vom 5. auf den 6. September ließ er die Sturmglocken läuten und gab damit das Signal zur Volks-erhebung. Von Ort zu Ort pflanzte sich der Aufruhr nach dem Oberlande fort, und in der Frühe des 6. September rückten die Volksmassen, theils mit Geweh-  
ren, theils mit Knüppeln und Dreschfliegeln bewaffnet, vor die Stadt. Der Regierungsrat traf Anstalten zur Verteidigung; Zeughaus, Regierungsgebäude und die öffentlichen Plätze wurden militärisch besetzt. Als die Aufständischen unter der Führung des Pfarrers Bern-  
hard Hirzel in die Stadt einrückten, wurden sie auf dem Münsterhof durch eine Abteilung Dragoner auf-  
gehalten. Es entstand ein heftiges Gedränge, Schüsse fielen, Infanterie griff ein. Hirzels Landsturm zog sich zurück, drang aber bald neu verstärkt und furchtbar er-  
bittert gegen das alte Zeughaus vor, wo er durch Ge-  
wehrrsalven empfangen wurde und sich bald in wilde  
Flucht auflöste. Im allgemeinen Getümmel wurde Re-  
gierungsrat Hegetschweiler, der vom Ustertag her be-  
kannte Arzt aus Stäfa tödtlich verwundet, als er den  
Regierungstruppen den Befehl zum Einstellen der Feind-  
seligkeiten überbrachte. Doch der Regierung sollte der  
Sieg nichts mehr nützen; unter dem Geheul der Sturm-  
glocken ging die städtische Bürgerwache zu den Auf-  
ständischen über; neuer Zuzug vom See und Oberland

rückte heran, und so dankte denn der Regierungsrat ab. An seine Stelle trat eine neue, konservative Regierung, welche das aufgeregte Landvolk beruhigte und die Ordnung wieder herstellte. Neuwahlen wurden ausgeschrieben und die Kantonalbehörden nach den Wünschen des Glaubenskomitees neu bestellt. Daß Melchior Hirzel, der Leiter der liberalen Regierung hiebei übergegangen und Scherr als Seminardirektor abgesetzt wurde, ist wohl nur zu leicht verständlich.

Die jungen Zuhörer des Sigristen-Karl und insbesondere der regsame Ernst, der ein begeisterter Verehrer Melchior Hitzels war, hörten die Schilderung des Zürich-Putzsches mit Unmut an und äußerten ihren Unwillen darüber, daß die mit so viel Mühen erkämpften Errungenschaften des Aertertages in so leichtfertiger Weise wieder preisgegeben wurden. — „Gut Ding muß Weile haben“, — bemerkte lakonisch ihr Lehrer. Es zeigte sich eben hier wieder einmal mit aller Deutlichkeit, daß zur Verwirklichung neuer, großer Ideen eine gewisse Zeitspanne nötig ist; das Volk kann nur schrittweise, Stufe um Stufe der politischen Reise entgegengeführt werden, ein allzu stürmisches Draufgehen aber reißt nur Wenige mit, und muß schließlich am Widerstand des großen Haufens zerschellen.

Für uns Aemtler mag es immerhin tröstlich sein, zu wissen, daß der Bezirk Affoltern an diesen innerpolitischen Ereignissen nicht so lebhaften Anteil nahm wie See und Oberland. Wohl mag auch bei uns der Straußenhandel die Gemüter aufgereggt und die konservative Partei gestärkt haben, doch hielt man mit

Rücksicht auf den allgemein hochverehrten Bürgermeister Melchior Hirzel mit Gewaltmaßregeln zurück. Auch Statthalter Hegetschweiler, der Bruder des Regierungsrates, suchte nach Kräften den Einfluß des Glaubenskomitees abzuschwächen. Es erscheint denn auch das Aonauere Amt als einer der ersten Bezirke, die kurz nach dem Septemberputsch wieder offen für die liberale Sache Partei nahmen. Schon im Jahre 1840 erging aus einer Anzahl Gemeinden unseres Amtes eine Eingabe an den Großen Rat, es möchte das Schulwesen im Sinne der frühern Regierung fortgeführt werden, und der Kanton Zürich möge sich den freisinnigen Kantonen der Schweiz wieder anschließen. Unter dem Voranmarsch von Dr. Ludwig Snell und der zürcherischen Lehrerschaft, die auf der Synode flammenden Protest gegen den Verfassungsbruch von 1839 erhob, gewann die liberale Opposition wieder Schritt um Schritt an Boden. Am 22. November 1840 hielt sie in Bassersdorf zur Gedenkfeier des Ufertages eine große Volksversammlung ab, und am 29. August 1841 folgte eine zweite riesige Versammlung zu Schwamendingen.

Da die neue Regierung auch in eidgenössischen Dingen eine allzu konservative Haltung einnahm, verlor sie rasch das Vertrauen der Bevölkerung, die sich wieder mehr und mehr dem Liberalismus zuwandte. Damals wurde nämlich das ganze Schweizervolk durch schwere innere Zertwürfnisse in Atem gehalten. Bald nach dem Zürichputsch hatten auch in Luzern die Konservativen die Oberhand wieder gewonnen. Ein Umsturzversuch im Kanton Aargau aber wurde niederge-

schlagen und durch die dortige freisinnige Regierung mit der Aufhebung der Klöster quittiert. Die katholisch-konservativen Orte unter Anführung Luzerns verlangten drohend deren Wiederherstellung, wogegen sich der Aargau verwahrte. Die Eidgenossenschaft spaltete sich in Für und Wider, wobei die Zürcher Regierung gegen den freisinnigen Aargau Stellung nahm. Dieser kam schließlich durch eine teilweise Wiederherstellung der Klöster entgegen; die Konservativen aber zeigten sich damit noch nicht zufrieden und beriefen zum Troß die Jesuiten in die Stadt Luzern. Wilder Haß entbrannte hierüber auf der liberalen Seite; die Luzerner Freisinnigen rotteten sich zusammen und suchten das Haupt der Regierung, Siegwart-Müller, zu stürzen. Doch dieser Freischarenzug mißlang kläglich und rief gehässigen Verfolgungen. Dadurch wurden die Liberalen der ganzen Schweiz zum Widerspruch gereizt. 1845 organisierten die Luzerner Freisinnigen einen zweiten, umfassenderen Freischarenzug, der von Bern, Aargau, Solothurn und Baselland her namhafte Verstärkung erhielt.

Auch die Zürcher, und namentlich die Aemtler nahmen an diesen Ereignissen eifrigsten Anteil, — fuhr der Sigristen-Karl nach einer kleinen Ueberlegungspause lebhaft weiter. — Wie oft erzählte mir mein Vater, als ich noch ein Schulbube war, wie er als zwanzigjähriger, feuriger Draufgänger mit etwa sechzig Gleichgesinnten bei Maschwanden die Grenze überschreiten wollte, um den Luzerner-Freischärlern zu Hilfe zu kommen. Der Auszug wurde aber durch Statthalter

Gegetschweiler vereitelt, und die jungen Hitzköpfe mußten unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren. Mein Vater unterhielt nachher noch lange Zeit enge freundschaftliche Beziehungen mit einigen seiner damaligen Gefinnungsgeoffen, insbesondere mit dem ungefähr gleichaltrigen Sohne des Kronenwirtes zu Affoltern, dem nachmaligen Bundespräsidenten Dr. Jak. Dubz, und oft erzählte er mir mit Stolz, daß er bei jenem Auszug den spätern großen Dichter Gottfried Keller kennen gelernt habe.

Während der Alte in seiner Erzählung einen Augenblick inne hielt, gleich als ob er sich nicht von der Erinnerung an seinen Vater trennen möchte, vielleicht aber auch, um sich für die Fortsetzung seiner Erzählung zu sammeln, unterhielten sich unsere jungen Freunde eifrig über das Gehörte, bis ihnen der Sigristen-Karl bedeutete, daß er mit seiner Schilderung weiterfahren wolle.

Der zweite Freischarenzug des Jahres 1845 — erklärte er — mißlang gleich dem ersten und wurde durch Luzern ebenfalls schwer geahndet. Zudem schlossen sich nun die konservativen Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis zu einem Sonderbunde zusammen, um sich gegen derartige Ueberfälle zu sichern. Dies führte zur völligen Entzweiung der beiden Parteien und brachte nun auch in Zürich wieder einen Umschwung zustande. Die Liberalen erreichten in den Großratswahlen die Mehrheit, und die konservative Regierung mußte weichen. An die Spitze unseres Kantons trat der Führer der liberalen Partei,

Dr. Jonas Furrer von Winterthur. Als auch in andern Kantonen (Genf, St. Gallen) sich ähnliche Umwandlungen vollzogen, konnte im Oktober 1847 die Tagssatzung mit Mehrheit die Auflösung des Sonderbundes, Ausweisung der Jesuiten und Revision der Bundesverfassung beschließen. Die Sonderbunds Kantone widersetzten sich dem Beschlusse und verließen die Tagssatzung; der Krieg mußte dem unhaltbaren Zustande ein Ende machen und die Einigung des Schweizer-Volkes ermöglichen.

Bei diesem bevorstehenden Bruderkampfe war natürlich unser Grenzbezirk außerordentlich gefährdet, und mancherorts bemächtigte sich der Bevölkerung große Angst. Die Sonderbündischen hatten am Rooter-Berge starke Verschanzungen errichtet; alle Verbindungen mit den innern Orten waren abgebrochen, die Straßen und Brücken verbarrikadiert. Unter der Leitung des Generals Dufour wurde das eidgenössische Heer anfangs November mobilisiert; doch auch die Gegner waren gerüstet und unternahmen schon am 12. November einen Angriff auf das aargauische Freiamt, wurden aber durch die bei Muri stehenden eidgenössischen Truppen zurückgeschlagen. Hierauf wandten sie sich gegen die Reuß und versuchten, über die bei Unter-Lunnern befindliche Schiffsbrücke in das Aonauer-Amt einzudringen, und so einen Keil zwischen die Divisionen Ziegler und Gmür vorzutreiben. Nur mit knapper Not gelang es den Zürchern, die Brücke abzubrechen, als plötzlich das etwa 4000 Mann starke sonderbündische Heer unter Salis-Soglio heranmarschierte und am



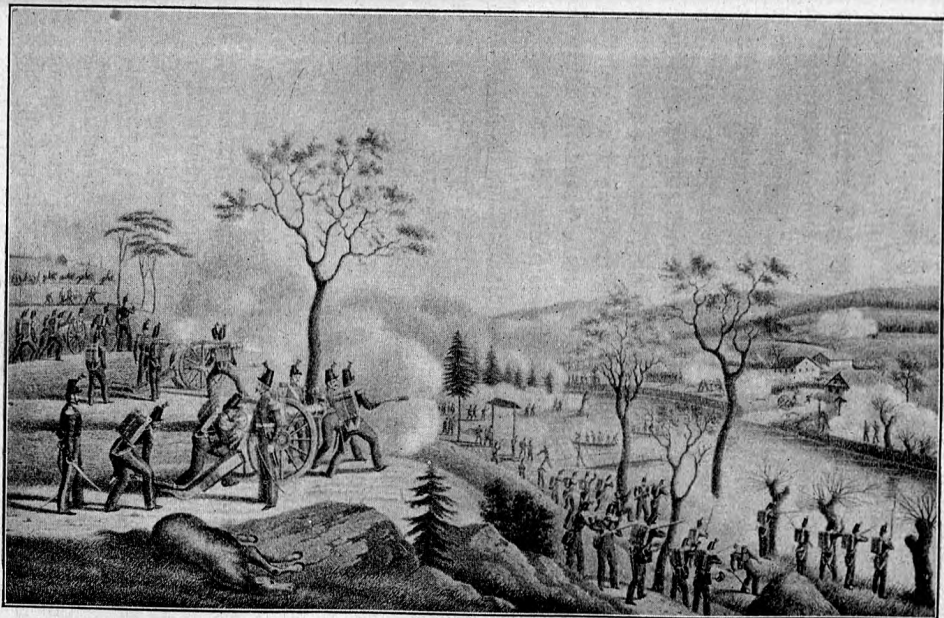
Keußner Stellung bezog. Nun wurde eine Kanonade eröffnet, welche von zürcherischer Seite lebhaft erwidert wurde.

Auch an dieses Gefecht bei Lunnen knüpfen sich persönliche Erinnerungen meiner Eltern, — unterbrach sich wiederum der Sigristen-Karl. — Meine Mutter war aus Lunnen gebürtig und erlebte jenes denkwürdige Ereignis in unmittelbarster Nähe. Sie war damals ein hübsches Ding von 17 Jahren, ungefähr wie unsere blonde Frieda hier, meinte er mit einem schelmischen Seitenblick nach dem errötenden Mädchen. Sie erzählte uns Kindern oft von dem heillofen Schrecken, der bei den ersten Kanonenschüssen das ganze Dörfchen ergriff. Da die Geschosse meistens zu hoch gingen und oft gar nicht plakten, waren die Verluste glücklicherweise sehr gering, fielen doch auf zürcherischer Seite nur zwei Mann. Trotzdem aber hatte eine wilde Panik einen Teil der Bevölkerung ergriffen. Man versteckte sich in den Kellern, man flüchtete die Habseligkeiten, ja man fürchtete sogar einen ernstlichen Einmarsch der Gegner, so daß die Furchtsamsten sich bereits anschickten, mit einem Teil ihrer Habe das Weite zu suchen. Zum Glück ging freilich das Ungewitter ohne Schaden vorüber. Die Zürcher erhielten Verstärkungen, und schließlich, nach etwa zweistündigem Feuergefecht, zogen die Sonderbündischen wieder unverrichteter Dinge ab.

Das Gefecht bei Lunnen war die Eröffnung des Feldzuges. General Dufour hatte den Aufmarsch des eidgenössischen Heeres vollendet, und nun folgte Schlag auf Schlag die Niederwerfung des Sonderbundes. Am

14. November kapitulierte Freiburg, am 21. November Zug, am 23. November wurden die Hauptstellungen am Rooter-Berg bei Gislifon und Meyerstappel im Sturm genommen; Luzern ergab sich....; in drei Wochen war der Bruderkrieg mit sehr geringen Opfern vollendet, der Sonderbund aufgelöst und die Einheit im Schweizerlande wieder hergestellt. Die Jesuiten und ihre Anhänger flüchteten nach Italien, freisinnige Männer nahmen das Steuer der irregeleiteten Kantone in die Hand, die auferlegten Kriegssteuern wurden teilweise durch freiwillige Sammlungen aufgebracht, teilweise erlassen; rasch versöhnten sich die feindlichen Brüder und gingen nun neugeeint an die Ausarbeitung des größten Werkes, das die Schweiz im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, an die Schaffung der neuen schweizerischen Bundesverfassung vom Jahre 1848.

Nachdem der Sigristen-Karl mit seiner Darstellung zu Ende gekommen, setzte sofort ein fröhliches Geplauder und angeregtes Erzählen ein. Insbesondere der Sternen-Jakob, der Vater Pauls und Ernsts, wußte noch mehrere Anekdoten von seinem Großvater aus der Zeit des Sonderbundskrieges zum Besten zu geben, und er verstand es, seine Geschichten mit so köstlichem Humor zu würzen, daß die jungen Leute gar oft in schallendes Gelächter ausbrachen, aus dem das vergnügliche Richern Friedas und das silberne Glöckchen Aennchens gar lieblich abstachen. Zum Schlusse mußte Paul noch die alten, verrosteten Landsturm Waffen, die sein Urgroßvater im Sonderbundsfeldzuge getragen, vom Estrich herunterholen und schließlich brachte er aus der



Das Gefecht bei Sünner 1847.

Zeitgenössische Lithographie.

Nebenkammer noch ein altes Bild, ein ehrwürdiges Familien-Erbstück herbei. Es war eine hübsche Darstellung des Gefechtes bei Lunnern, welche natürlich das lebhafteste Interesse des dankbaren Publikums erweckte.

Doch während alledem hatte die gute Hauswirtin auch an die Befriedigung der leiblichen Genüsse gedacht. Sie wollte an Ernsts Namenstage Ehre einlegen und bewirtete darum ihre muntern Gäste aufs beste mit Tee und Fastnachtzküchli, woran sich denn auch alle von Herzen gütlich taten. Erst als die Alten ein gemütliches Pfeischen geschmaucht und die Jungen noch einige Pfänder Spiele veranstaltet hatten, dachte man ans heimgehen. Singend zog die fröhliche Schar durch die laue Märznacht dem schlafenden Dorfe zu, die Brust geschwellt von Frühlingsahnung und von jugendlicher Lebenslust.

---

## 15. Abend.

Die folgende Zusammenkunft unserer jungen Freunde fand wiederum beim Sigristen-Karl statt, welcher verkündete, daß er mit seiner Geschichte das nächste Mal zu Ende kommen werde und diesen Umstand gerne durch einen gemeinsamen Spaziergang feiern möchte. Der Vorschlag fand bei der ganzen Tafelrunde begeisterte Zustimmung, und sogleich beratschlagte man sich aufs eifrigste über das geeignetste Ausflugsziel. „Großholz! — Rappel! — Wengi!“ — so tönte es durch-

einander, doch keines dieser Projekte fand so großen Beifall wie die Anregung Pauls, man möchte einen etwas größern Ausflug nach dem Albishorn unternehmen. Der Sigristen-Karl hatte freilich einige Bedenken, mit seinen siebenzig Jahren sich noch derartigen Strapazen zu unterziehen; doch konnte er dem verlockenden Gedanken nicht widerstehen, dem geliebten Albis in Begleitung seiner jungen Freunde nochmals einen letzten Besuch abzustatten, denn wie viele, ungezählte Male war er einst in jüngern Jahren dort hinaufgewandert, und wie manche unvergeßliche Erinnerung verknüpfte ihn mit jenen Höhen, von denen aus er seine Heimat mit einem Blick umfassen konnte. — So beschloß man, bei günstigem Wetter gleich den nächsten Sonntag für diesen Anlaß in Aussicht zu nehmen.

Er werde dann noch Einiges über den kulturellen Aufschwung des Anonauer-Amtes zu erzählen haben, erklärte der Sigristen-Karl; als heutiges Thema dagegen habe er vorgelesen:

### Die politische Entwicklung seit 1847.

An unserer letzten, denkwürdigen Tagung im „Sternen“ habe ich euch geschildert, wie aus dem unseligen, leidenschaftlichen Parteihader heraus schließlich eine neue, einheitliche und fortschrittliche Schweiz geboren wurde. Der Sieg der liberalen Bewegung in unserm Vaterlande hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß nun auch im Auslande der Sturm des Bürgertums gegen Geburts- und Geldadel einsetzte.

Im Februar 1848 brach zu Paris die Revolution gegen den König Louis Philippe von Orleans aus, der soeben noch mit Oesterreich einen bewaffneten Einmarsch in die Schweiz zu Gunsten der Konservativen geplant hatte. Im März erhoben sich die unterdrückten Liberalen der deutschen Hauptstädte und zwangen ihren Fürsten die Anerkennung der Volksvertretungen ab. Das alte Oesterreich vollends schien ganz aus den Fugen zu gehen: der Kaiser und der Fürst Metternich mußten aus Wien entfliehen, die Böhmen, die Ungarn, die Südslaven und die Italiener in den österreichischen Provinzen erhoben sich und suchten das Joch der Habsburger abzuwerfen.

Und inmitten all dieser Wirrnisse einer europäischen Revolution stand fest und aufrecht die Schweiz und verwirklichte die Herstellung ihres neuen Staatsgebäudes. Im Juni 1848 nahm die Tagsatzung mit  $14\frac{1}{2}$  gegen  $3\frac{1}{2}$  Stände die inzwischen ausgearbeitete und durchberatene neue Bundesverfassung an, und am 6. August des gleichen Jahres fand im Kanton Zürich die gemeindeweise Volksabstimmung über die großzügige Vorlage statt. In unserm Bezirke ergaben sich folgende Resultate:

	Zahl der Stimmberch- tigten	An- wesend	Ja	Nein	An- gültig	Be- teiligung
Affoltern a. A.	417	120	118	2	—	29%
Neugst	146	34	32	2	—	23%
Bonstatten	202	62	61	1	—	30%
Hausen	386	84	82	2	—	22%
Uebertrag	1151	300	293	7	—	—



	Zahl der Stimmber- chtigten	An- wesend	Ja	Nein	An- gültig	Be- teiligung
Uebertrag	1151	300	293	7	—	—
Hedingen	225	71	71	—	—	31 %
Kappel	185	122	102	18	2	66 %
Anonau	126	101	100	1	—	80 %
Maschwanden	171	51	51	—	—	30 %
Mettmenstätten	347	238	216	18	4	69 %
Obfelden	242	54	54	—	—	22 %
Ottenbach	228	198	197	1	—	87 %
Riffersschweil	91	41	37	3	1	45 %
Stallikon	230	98	87	9	2	43 %
Wetzschweil	72	52	51	1	—	72 %
Total	3068	1326	1259	58	9	43 %

Auf die Frage seiner Zuhörer, warum die Stimmbeteiligung eine so ungleiche gewesen sei, erwiderte der Sigristen-Karl, die Ursache liege wohl darin, daß die Abstimmung in öffentlichen Gemeindeversammlungen stattgefunden habe. Das Ergebnis im Kanton Zürich war übrigens glänzend, fügte er hinzu: 25 061 Ja standen nur 2488 verwerfenden Stimmen gegenüber; 42 Gemeinden hatten einstimmig angenommen. In der gesamten Eidgenossenschaft sprachen sich 15½ Ständestimmen mit 169 743 Ja gegen 71 899 Nein für die Annahme der Verfassung aus.

Nachdem die Wahlen in den Nationalrat und den Ständerat getroffen waren, wurde am 6. November 1848 die erste Session der Bundesversammlung eröffnet. Diese wählte in den Bundesrat und als ersten Bundespräsidenten den Führer der Zürcher Liberalen, Dr. Jonas



Furrer von Winterthur. An die Spitze der zürcherischen Regierung trat für ihn der erst dreißigjährige, außerordentlich begabte und gewandte Dr. Alfred Escher, der sich trotz seiner altaristokratischen Abstammung von Anfang an entschieden an die Seite der Liberalen gestellt hatte und nun deren unbestrittener Führer wurde. Von 1849—1855 leitete er als Amtsbürgermeister die Geschicke unseres Kantons und errang ihm durch eine Reihe unergeßlicher wirtschaftlicher Schöpfungen eine führende Stellung in der Eidgenossenschaft. Er gründete im Jahre 1853 die „Schweizerische Nordostbahn-Gesellschaft“, die durch den Bau wichtiger Bahnlinien einen mächtigen Aufschwung in Handel und Verkehr brachte. Im Jahre 1855 entstanden die Strecken Winterthur-Romanshorn und Winterthur-Derlikon, 1856 Zürich-Derlikon, Baden-Brugg-Aarau (als Anschluß an die 1847 eröffnete Linie Zürich-Baden). Gewaltige Bahnhof- und Straßenbauten, Anlegung neuer Quartiere, Kanalisationen u. s. w. schufen das alte Zürich in eine moderne Handels- und Industriestadt um. 1857 gründete Escher die Schweizerische Kreditanstalt und erwarb sich damit neue Verdienste um die wirtschaftliche Entwicklung unseres Vaterlandes. Aber die ungeheure Arbeitslast hatte seine Gesundheit geschwächt; 1855 trat er aus der Regierung zurück und überließ deren Leitung einer frischen, ebenso tüchtigen Arbeitskraft, Dr. Jakob Dubs aus Affoltern a. A.

Als einziger Sohn des Kronenwirtes unseres Bezirkshauptortes erblickte er dort am 26. Juli 1822 das Licht der Welt. Es gereichte zum großen Nutzen

für den intelligenten, strebsamen Knaben, daß er in die vom Knonauer-Amtmann Melchior Hirzel gegründete Amtsschule zu Mettmensstetten eintreten durfte zu einer Zeit, da das Bildungswesen auf der Landschaft



Dr. Jakob Dubs.

noch sehr im Argen lag. Auf Betreiben seiner Mutter, welche die außerordentliche Begabung ihres Sohnes erkannte, trat Dubs im Jahre 1834 ins Gymnasium in Zürich ein. 1840 begann er sein Studium der Rechtswissenschaft in Bern, 1841 siedelte er nach Heidelberg über und 1843 schloß er seine Studien in Zürich ab.

Schon jetzt nahm er lebhaften Anteil an den großen politischen Ereignissen der Schweiz. Ich habe euch in unserer letzten Zusammenkunft erzählt, wie er im Jahre 1845 mit etwa 60 Gleichgesinnten, unter welchen sich auch Gottfried Keller und mein Vater befanden, den Luzerner-Freischärlern zu Hilfe ziehen wollte. Im Jahre 1846 wurde der junge Jurist zum kantonalen Verhör-richter gewählt, 1849 stieg er zum zürcherischen Staatsanwalt empor, in welcher Eigenschaft er Hervorragendes leistete. Das Bundesgericht erwählte ihn im gleichen Jahre zum eidgenössischen Verhör-richter. — Dubs war eine Autorität im Gerichtswesen. 1851 trat er erfolgreich für die Einführung der Geschwornengerichte ein, und im Jahre 1858 verlieh ihm die juristische Fakultät der Universität Zürich in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste den Titel eines Ehrendoktors.

Doch ebenso Bedeutendes wie im Gerichtswesen leistete Dubs als Politiker. Mit kaum 25 Jahren wurde er durch die Wähler des Nonauer-Amtes in den Kantonsrat gewählt, wo er sehr rasch durch seine Tätigkeit hervortrat und nach wenigen Jahren den Präsidentenstuhl bestieg. Mit erst 27 Jahren wurde Dubs Nationalrat, den er im Jahre 1854 leitete. Da-

neben war er noch als Journalist tätig, zuerst im „Republikaner“, nachher als Redaktor des „Landboten“, dem führenden liberalen Blatte von Winterthur. Im Jahre 1854, also mit 32 Jahren, wurde Dubs in den Regierungsrat gewählt, und ein Jahr später trat er als Regierungspräsident an die Stelle des zurücktretenden Alfred Escher und leitete nun während sechs Jahren die Geschicke unseres Kantons in vorbildlicher Weise. Große Freude herrschte hierüber im Knonauer-Amt, und besonders im Kreise seiner Angehörigen. Seine Heimatgemeinde Affoltern würdigte sein Emporstreigen mit einem prächtigen Fackelzug und begeisterten Huldigungen.

Dubs täuschte die großen Hoffnungen, die man in ihn setzte, nicht. Freilich gründete er nicht große volkswirtschaftliche Unternehmungen, wie Alfred Escher; dagegen schuf er ebenso Großes durch vorbildliche Gesetze für das Schulwesen (1859), wodurch die Volksschule in mustergültiger Weise ausgebaut wurde (Errichtung von Mädchen-Handarbeitschulen). Im gleichen Jahre verwirklichte er die Einführung eines ersten Fabrikgesetzes, das der unsinnigen Ausbeuterei der Arbeiter durch die Unternehmer steuerte und insbesondere die unmenschliche übermäßige Fabrikarbeit der Kinder eindämmte. — Diese, seine hervorragende Tätigkeit, sowie sein natürliches, leutseliges Wesen verschafften Dubs eine außerordentliche Beliebtheit und Volkstümlichkeit, was in schönster Weise an dem eidgenössischen Sängersfest 1858 und an dem eidgenössischen Schützenfest 1859 zutage trat, indem er als idealer Festpräsident die Veran-

staltungen leitete und mit gehaltvollen Reden umrahmte.

Sein hervorragendes staatsmännisches Geschick betrieb Dubs auf noch höhere Posten. Im Jahre 1861 wurde er an Stelle des verstorbenen Dr. Jonas Furrer in den Bundesrat gewählt, dem er im Jahre 1864 als Präsident vorstand. So hatte es der Unermüdlische mit kaum 42 Jahren vom unbekanntem Wirtssohn zu Affoltern bis zum schweizerischen Bundespräsidenten gebracht. Freilich harrten seiner an dieser Stelle schwere politische Kämpfe, da er bei der Revision der Bundesverfassung (1872), seiner eigenen Ueberzeugung getreu, gemeinsam mit den Waadtländern die weitgehende Centralisation unserer Bundesgesetze bekämpfte und sich deshalb mit seinen bisherigen Parteifreunden überwarf. Er trat infolgedessen aus dem Bundesrat zurück, ließ aber trotzdem nicht von der Politik, da er als Kantonsrat und als Nationalrat sich auch weiterhin an allen öffentlichen Fragen lebhaft beteiligte. Im Jahre 1875 trat er in das Bundesgericht zu Lausanne ein, dem er aber schon am 13. Januar 1879 durch allzu frühen Tod entrisfen wurde. Das ganze Schweizer Volk trauerte an seinem Grabe; sein Leichenbegängnis war eine riesige Trauerkundgebung einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge, welche tiefbewegt den Worten des waadtländischen Staatsratspräsidenten lauschte, der dem Verstorbenen die schönen Worte nachrief: „Und wenn wir unsere Kinder auf diesen Friedhof an das Grab des großen Toten führen, so wollen wir sie ermahnen, seinem Beispiele zu folgen. Ja,

unsere Kinder und Kindeskinde sollen das Andenken dieses größten Eidgenossen unserer Zeit dadurch ehren, daß sie ihm nacheifern und gute Bürger unseres freien Vaterlandes werden“.

Der Sigristen-Karl hielt in seiner begeisterten Darstellung der Wirksamkeit unseres größten Bezirksbürgers inne, um seinen jungen Freunden ein hübsches Volksschriftchen von F. Behender über Jakob Dubs vorzuweisen. Martha erbat sich die Erlaubnis, das Büchlein zu Hause studieren zu dürfen, was ihr natürlich gerne gestattet wurde, und die stets muntere Frieda bemerkte in launiger Weise, daß sie das große Glück genossen hätte, während drei Jahren im gleichen Schulhause und im gleichen Schulzimmer auf der Schulbank herumgerutscht zu sein, wie einst der nachmalige Bundespräsident Jakob Dubs. Paul erinnerte an das Dubsdenkmal auf dem Uetliberg, das er kürzlich, anlässlich eines Ausfluges, besichtigt habe.

Dieses Denkmal, erklärte der Sigristen-Karl, wurde im Jahre 1880 von einer Anzahl treuer Freunde unseres verewigten Bundespräsidenten errichtet und hernach zum Unterhalt unserer Gemeinnützigen Bezirksgesellschaft überwiesen. Ihr könnt euch denken, daß diese sich der Verpflichtung mit Freude unterzog, war doch Dubs als ihr treues Mitglied auch in späteren Jahren noch gar oft an ihren Tagungen erschienen. Wenn er infolge seines gewaltigen Wirkungskreises an einer intensiveren Mitarbeit verhindert war, so nahm er doch an dem kulturellen Aufschwung unseres Bezirkes lebhaftesten Anteil und leistete ihm an hoher und höchster Stelle hervorragende Dienste.



„Haben wir es nicht besonders ihm zu verdanken, daß die Bahnlinie nach Zug durch unsern Bezirk hindurchgelegt wurde?“, wunderte Ernst. — Dem ist so, — erwiderte der Sigristen-Karl, — doch werde ich die Schilderung jenes für uns so wichtigen Ereignisses auf unsere nächste Zusammenkunft versparen müssen, wann wir das wirtschaftliche Leben besprechen wollen. Jetzt dagegen muß ich mich beeilen, eine andere Neugründung kurz zu skizzieren, die noch in das glorreiche Jahr des Sonderbundsfeldzuges fällt: Die Entstehung der 13. Kirchgemeinde unseres Bezirkes, Obfeldens.

Schon längst hatte sich in den fünf zu Ottenbach gehörenden Zivilgemeinden Unter- und Ober-Lunnern, Wolsen, Toußen und Bickwil der Wunsch geregt, eine eigene Kirchgemeinde zu gründen. Streitigkeiten mit den Ottenbachern brachten die Sache schließlich in Fluß; man übermittelte der Regierung eine Eingabe, welche am 15. Februar 1847 durch den Großen Rat gutgeheißen wurde. Meine liebe Frau selig erzählte mir oft, mit welch ungeheurem Jubel der Entscheid in ihrem Heimatdorfe aufgenommen worden sei, und welch gewaltige Opferbereitschaft die gesamte Bevölkerung an den Tag gelegt habe, um den neu gegründeten Gemeindehaushalt wohnlich einzurichten. Sofort wurde der Bau der Kirche in Angriff genommen und Ende Oktober 1848 vollendet, und im Sommer 1849 konnte auch das Pfarrhaus durch den neugewählten Pfarrer Eßlinger bezogen werden.

Da unsere jungen Leuten für die Entstehung Obfeldens großes Interesse zeigten, holte der Sigristen-



Karl eine Gedenschrift herbei, die im Jahre 1897 zur Feier des 50jährigen Bestandes der Gemeinde durch den Gemeindeverein herausgegeben worden war. Er erklärte, daß das stattliche, in der Hauptsache von alt Lehrer Schneebeli in Obfelden verfaßte Buch ihm in seinen Studien sehr große Dienste geleistet habe, und daß er es Liebhabern gerne zur Verfügung stellen wolle.

Wir erkennen noch aus einer andern Neugründung den fortschrittlichen Drang nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit und das erstarkte Selbstbewußtsein unseres Aemtlervolkes, — fuhr er hierauf in seiner Erzählung fort. — Am 20. März 1847, also abermals im Jahre des Sonderbundsfeldzuges, wurde durch die Gemeinnützige Gesellschaft der Gemeinde Affoltern unsere erste Lokalzeitung, der „Anzeiger“, ins Leben gerufen und als amtliches Publikationsmittel erklärt. Das Blatt, das anfänglich nur in wöchentlichen Lieferungen und in bedeutend kleinerem Formate erschien als heute, sollte lediglich dazu dienen, die uralte Einrichtung des Kirchenrufs zu beseitigen. Es war insolgedessen vorwiegend Amtsblatt und gab wenig Auskunft über die Tagesereignisse. Der Druck fand ursprünglich in Zürich statt, wurde dann aber, im Jahre 1864, in die Druckerei J. J. Epprecht nach Affoltern a. A. verlegt.

Doch kaum geschaffen, genügte der „Anzeiger“ einem Teile der Bevölkerung schon nicht mehr. Mächtig pulsierte das politische Leben zu Stadt und zu Lande und erregte auch in unserm Bezirke heftig die Gemüter. Obschon die Regierungszeit der beiden hervorragenden

Staatsmänner Alfred Escher und Jakob Dubs Zürich einen ungeahnten Aufschwung brachte, regte sich doch mehr und mehr ein bald geheimer, ein bald offener Widerstand gegen das sogenannte „System“. Dieses bestand darin, daß eben nur die wenigen auserwählten Führer die Geschicke des Landes in den Händen hatten, und das allgemeine Volk sich an den Regierungsgeschäften in sehr geringem Maße beteiligen konnte. Ferner darf nicht übersehen werden, daß die wirtschaftliche Blüte während der Aera Escher in allererster Linie den Finanz-, Handels- und Industriekreisen zugute kam, während die breite Masse des Bürgertums und der Arbeiterschaft davon nichts zu spüren bekam. So ist es begreiflich, daß gerade aus diesen Bevölkerungsschichten heraus allmählich eine Bewegung erwuchs, die immer mehr an Bedeutung gewann, und schließlich, als tüchtige und machtvolle Führer an ihre Spitze traten, zum Sturze der liberalen Regierungsform führen mußte. Der Vorkämpfer dieser sozialen und demokratischen Ideen, Joh. Jak. Treichler, verlangte schon in den fünfziger Jahren Hebung des Volksschulwesens, Arbeiterschutzgesetze, Errichtung einer Kantonalbank und Abschaffung der Todesstrafe. Unter dem Eindruck dieser Forderungen entstanden gleich wie im übrigen Kanton herum so auch bei uns Oppositionsblätter, die gegenüber dem farblosen, rein geschäftlichen „Anzeiger“ politische Tendenzen verfolgten. Im Jahre 1853 gab Pfarrer Weber zu Rifferswil den „Volkssboten“ heraus, und im Jahre 1856 erschien bei F. J. Steinmann zu Sellenbüren der „Albisbote“.

Doch es dauerte noch mehr als zehn Jahre, bis die demokratische Bewegung unter Dr. Sulzer von Winterthur, Sekundarlehrer Sieber von Uster, Salomon Bleuler, dem Besitzer des Winterthurer „Landboten“, Gottlieb Ziegler, ehemals Pfarrer in Hedingen, und anderen hervorragenden Persönlichkeiten zum Siege gelangte. Durch große Volksversammlungen und durch eine Volksabstimmung erlangte man eine Verfassungsrevision, welche am 18. Juli 1869 angenommen wurde und den zürcherischen Staat in eine reine Demokratie umwandelte. Die wichtigsten Neuerungen waren die Gesetzes-Initiative und das Gesetzes-Referendum. Die Erstere sollte dem Volke die Möglichkeit geben, der Regierung Gesetzes-Entwürfe oder Anregungen einzureichen, die bei genügender Unterschriftenzahl (5000) ausgearbeitet und zur Abstimmung gebracht werden mußten; das Zweite verlangte, daß sämtliche durch den Kantonsrat beschlossenen Gesetze ebenfalls der Volksabstimmung unterbreitet werden sollten. Im weiteren brachte die neue Verfassung die Volkswahl der Regierungs- und Ständeräte, die Bestätigungswahl der Lehrer und Geistlichen nach sechsjähriger Amtsdauer, Arbeiterschutzgesetze, die Gründung der Kantonalbank, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, die Progressivsteuer, die Abschaffung der Todesstrafe und anderes mehr. Es waren Einrichtungen, die besonders den unbemittelten, arbeitenden Bevölkerungskreisen eine gewisse Erleichterung bringen sollten, und die infolgedessen auch in den andern Kantonen bald Anklang fanden, Verfassungsrevisionen auslösten, und schließlich zur Revision der Bundesverfassung in den Jahren 1872 und 1874 führten.

So war denn die liberale Partei nicht mehr unbestrittene Beherrscherin des politischen Lebens. Alfred Escher, der auch nach seinem Rücktritte aus der Regierung im Jahre 1855 immer noch als Kantonsratspräsident einen bedeutenden Einfluß im zürcherischen Staatswesen innegehabt hatte, zog sich endgültig von der Politik zurück. In fast gleicher Stärke standen sich in der Folge die liberale und die demokratische Partei gegenüber, um sich bald in leidenschaftlichem Parteihader zu befehden, bald in gemeinsamem Abwehrkampf gegen die junge, aufstrebende sozialdemokratische Partei zusammenzuschließen.

„War der Bezirk Affoltern liberal oder demokratisch gesinnt?“ warf Max fragend ein. — Das Aonauer=Amt, die beiden Seeufer und das Limmattal waren die einzigen Bezirke, welche die demokratische Verfassung in der Abstimmung vom 18. April 1869 verworfen hatten. Affoltern stimmte mit 1590 Nein zu 1276 Ja dagegen, was uns von den Liberalen die schmeichelhafte Bezeichnung eines „intelligenten“ Bezirkes einbrachte. Wir sehen aber, daß trotzdem die demokratische Partei auch bei uns stark vertreten war, gründete sie doch im Revisionsjahr 1869 eine eigene Zeitung, den „Freien Aemtlern“, welche neben dem „Anzeiger“ als amtliches Publikationsorgan anerkannt wurde. Im Jahre 1899 trat an seine Stelle das „Volkzblatt“, das euch allen ja zur Genüge bekannt ist.

„Doch wie steht's mit der stärksten Partei unseres Bezirkes, mit der Bauernpartei?“ erkundigte sich Paul.

— Die Bauernschaft hat sich erst in spätern Jahren zusammengeschlossen, — erwiderte der Sigristen-Karl. Im Jahre 1890 gründete Konrad Keller von Oberglatt den zürcherischen Bauernbund, der sich später zum schweizerischen Bauernbund auswuchs. Die selbständige politische Tätigkeit der Bauernpartei aber beginnt erst mit dem Jahre 1917, mit der Einführung des Proportional-Wahlverfahrens, das eine reine Auscheidung der Parteien nötig machte. Das Amt ist gegenwärtig im Kantonsrat durch 5 Abgeordnete der Bauernpartei, durch einen Freisinnigen und durch einen Demokraten vertreten.

„Mir scheint“, warf hier die kluge Trudi ein, „daß eine ruhige, von Parteihader nicht gestörte Entwicklung unseres Staatswesens das Volk eher glücklich machen könnte, als das nunmehrige Parteigezänk“.

Ich gebe zu, — versetzte der Sigristen-Karl, — daß die Parteigegensätze sehr oft eine gesunde Entwicklung hemmten und Unzufriedenheit, ja sogar gegenseitigen Haß ins Volk hineintrugen. Doch dürft ihr nicht vergessen, daß die Parteispaltung eine natürliche Folge der gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung war und unmöglich aufgehalten werden konnte, treffen wir sie doch in allen europäischen Staaten an. Darum dürfen wir Schweizer glücklich sein, daß wir durch demokratische Verfassungen unserm Volke die Möglichkeit errungen haben, die enormen sozialen Schwierigkeiten durch kluge und praktische Gesetzgebung zu überbrücken und eine gesunde Weiterentwicklung zu er-

möglichen. Denkt daran, wie unser Land seit zehn Jahren inmitten eines durch Krieg und wirtschaftlichen Kampf leidenschaftlich aufgewühlten Europa immer felsenfest dagestanden und allen Schicksalsstürmen getrozt hat. Dies beweist uns, daß die Grundlagen unserer Staatsform richtige sind, und daß sie es uns ermöglichen werden, diese schweren Zeiten zu überdauern, und im Verein mit andern Völkern am Wiederaufbau Europas tätig mitzuwirken. Vergessen wir aber nicht, daß uns nur die innere Einheit dazu befähigen kann, daß wir uns nicht in Parteihader zerfleischen, sondern über alle egoistischen und ehrgeizigen Triebe das Interesse unseres Vaterlandes und das Wohl der Menschheit stellen sollen.

---

## 16. Abend.

Der 23. März überraschte unsere Freunde mit dem herrlichsten Frühlingswetter. Schon in aller Frühe hatten Paul und Ernst Ausguck gehalten und sich dann sofort an ihre sonntägliche Morgenarbeit gemacht, um beizeiten zum Aufbruch bereit zu sein. Der Vater rüstete indessen das leichte Berner-Wägelchen und spannte den ungeduldig stampfenden Fuchs ein, und punkt neun Uhr trabten die Brüder dem Dorfe zu, wo sie von ihren Kameraden mit freudigen Zurufen begrüßt wurden.

Der Sigristen=Karl war entzückt darüber, daß man mit Rücksicht auf sein hohes Alter ein „Gefährtychen“ bereitgestellt hatte; die Jungen aber zogen vor, den Albis zu Fuß zu gewinnen, um ihrer Wanderlust wieder einmal Genüge tun zu können. Es wurde verabredet, daß man sich auf der Höhe des Albispasses treffen wolle, und dann gings los: der glücklich lächelnde Sigristen=Karl wohl geborgen und warm eingepackt per Fuhrwerk, unter der sichern Leitung des zuverlässigen Paul, die Uebrigen aber auf Schuhmachers Kappen den Homberg hinan, über die Linden und durch den Chrimhiltigraben an den herrlichen Türlerseel, wo eine kurze Rast gemacht wurde, und hernach auf malerischen Waldwegen zur Albishöhe hinauf. Dann gings in gemütlichem Tempo über den geschichtlich denkwürdigen Schnabel und den Bürglenstock nach dem Albishorn, wo man sich durch einen herzhaften Imbiß stärkte.

Der Himmel blaute in wunderbarer Klarheit; im Norden weiteten der langhingestreckte Zürichsee und darüber hinaus die ausgedehnte, fruchtbare Landschaft den Horizont, der sich in dunstiger Ferne allmählich verschleierte; gegen Süden glitt der Blick über den schimmernden Zugersee an die Boralpengipfel des Rigi und des Pilatus hinauf, hinter denen sich silhouettenhaft das Hochgebirge aufstürmte. Am liebsten aber verweilte das Auge zu Füßen, auf den heimischen Gefilden. Nachdem man sich auf einem flachen Wiesenrain am sonnenwarmen Südabhang des Albishorns gelagert, konnte man sich dem Reize dieses Anblicks mit ganzer Seele hingeben.



Der Sigristen-Karl nützte diesen Moment, um seinen Freunden, als Abschluß der Anonaueramts-geschichte, in großen Zügen

## Das kulturelle Leben der neuesten Zeit

zu schildern. Er erinnerte zuerst an die großen politischen Bewegungen und an die mächtige wirtschaftliche Entfaltung des Kantons Zürich, wie er sie in der letzten Zusammenkunft beschrieben hatte. — Ihr könnt euch wohl vorstellen, — betonte er, — daß auch der Bezirk Affoltern dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Dies machte sich vorerst bemerkbar in einer bedeutenden Förderung des Verkehrs-wesens.

Schon in den vierziger und fünfziger Jahren begann man, die Straßen in großzügiger Weise auszubauen oder neu anzulegen: es entstanden die heutigen Straßenzüge nach Zug und über Birmensdorf nach Zürich (1851) mit all ihren Nebenverbindungen nach Maschwanden, Obfelden, Ottenbach u. s. w. Die beiden letztern Gemeinden wetteiferten miteinander im Brückenbau: am 24. Juli 1864 wurde die Kreuzbrücke bei Rickenbach, am 28. August des gleichen Jahres diejenige bei Ottenbach eröffnet.

Von größter Bedeutung für das wirtschaftliche Leben unseres Bezirkes war die Erstellung der Bahnlinie Zürich-Affoltern-Zug-Luzern im Jahre 1864. Es ist schon früher erwähnt worden, daß wir es besonders dem einstigen Bundespräsidenten Jakob Dubs zu verdanken haben, daß die Verbindung Zürich-Luzern durch das

Anonauer-Amt hindurchgelegt wurde. Freilich war die Ausführung dieses Werkes mit bedeutenden Opfern verbunden, mußte doch das Amt an die Bausumme den namhaften Beitrag von einer Million Franken aufbringen. Unter dem Vorsitze des Statthalters Stehli-Hausheer führte eine besondere Kommission die oft recht schwierigen finanziellen Vorarbeiten durch. Die schweizerische Nordostbahngesellschaft unter Alfred Eschers Leitung nahm hierauf den Bau in Angriff und führte ihn im Jahre 1864 zu Ende. Am 30. Mai fand die denkwürdige Einweihung statt, die für unsern Bezirk sowie auch für die Städte Zürich, Zug und Luzern ein großes Freudenfest bedeutete. Unter dem Donner der Kanonen fuhr der blumengeschmückte Festzug mit den eingeladenen Behörden und Gästen ins Amt hinüber, das dem ersehnten Dampfroß begeistert zujubelte. „Schon bei der Station Urdorf war der Empfang ein überraschender, indem eine Schar Mädchen im Wehntaler-Kostüm den Ehrenwein servierte und der Ortsgeistliche eine kurze Ansprache hielt. An Bergeshöhen vorbei, über hohe Dämme und durch Tunnel kamen wir an den Stationen Birmensdorf und Bonstätten an und trafen überall jubelnden Empfang, und nahmen dabei aus der Ferne wahr, daß die Wohnung des Herrn Dr. Büeler, des Eisenbahnvaters, mit großen Flaggen dekoriert war. — Still! — Es traten zwei weißgekleidete Mädchen mit Lorbeerkränzen aus dem Volke hervor und überreichten sie dem Herrn Bundespräsidenten Dubs und Herrn Dr. Escher; der erstere trug die Inschrift: „Willkommen in der Heimat!“ — und der zweite: „Gewun-

den von den dankbaren Aemtlern“. — So berichtete im „Anzeiger“ ein Teilnehmer über das bedeutungsvolle Ereignis. Alle Stationen waren sinnreich dekoriert und mit fröhlichen und ernstesten Inschriften geschmückt. Gewaltiger Jubel begrüßte den Festzug auch in Zug und Luzern, welche durch diese Linie mit der Nordschweiz die erste Bahnverbindung erhielten. — Der Anschluß Zürichs an die Zentralschweiz war erreicht, und schon projektierte man die Durchquerung des Gotthard. Welche hoffnungsreiche Zukunftspläne mußten sich da dem Aemtlervolk eröffnen!

„Und doch sind sie dann nicht erfüllt worden“, bemerkte Ernst, „da ja die Gotthardzüge alle über Thalwil und nicht über Affoltern geführt werden“. — Das ist richtig; — versetzte der Sigristen Karl. — Die hohen Erwartungen, die man an die Bahn geknüpft hatte, gingen nicht in Erfüllung. Die Erstellung der Gotthardbahn, als einer internationalen Verkehrsader (1882 eröffnet), machte eine direkte, bequemere Zufahrt über Thalwil-Zug-Goldau notwendig, wodurch unsere Bezirkslinie mit ihrem beschwerlichen Umweg über Urdorf zu einer Lokalbahn heruntergedrückt wurde. — „Hätte man das nicht seinerzeit mit der Durchtunnelung des Uetliberges verhüten können?“ fragte Paul. — Allerdings; — bestätigte der Sigristen-Karl, — dann wäre sehr wahrscheinlich unser Bezirk zu einem stark industriellen Vorortgebiet der Stadt Zürich geworden, ähnlich wie heute Rüschlikon, Thalwil und Horgen. Doch beklagen wir diese Entwicklung der Dinge nicht! Denkt daran, wie viel hätte das Anonaueramt dann

von seiner Unberührtheit, von seiner Bodenständigkeit und von seinem landschaftlichen Reiz eingebüßt. Jetzt dagegen können wir uns freuen, daß unser Bezirk trotz seiner günstigen Verkehrslage zwischen Zürich und Zug einen großen Teil seiner Urwüchsigkeit und seines Heimatzaubers bis auf den heutigen Tag bewahrt hat.

Ihr werdet übrigens bald sehen, — fuhr er nach einer kurzen Ueberlegungspause fort, — daß, trotz seines vorwiegend bäuerlichen Charakters, von den reichen wirtschaftlichen Segnungen der letzten hundert Jahre auch für das Amt etwas abfiel. Wenn es sich auch nicht, wie das Limmattal, die Seegegend, das Oberland und Winterthur zu einem eigentlichen Industriegebiet entwickelte, so erlangte doch die Verarbeitung von Rohprodukten, insbesondere die Seidenweberei, in unserm Bezirke größere Bedeutung und schützte ihn dadurch vor Verarmung und Entvölkerung.

Ich habe euch schon in einem früheren Abschnitte geschildert, wie Handel und Gewerbe einst auf die bevorrechtete Stadt beschränkt und die Landschaft völlig davon ausgeschlossen war. Als jedoch nach der Reformation durch die vertriebenen Locarner und im 17. Jahrhundert durch die flüchtigen Hugenotten die zürcherische Baumwoll- und Seidenfabrikation zu großer Entfaltung kam, waren bei der damaligen umständlichen Handarbeit die städtischen Fabrikanten gezwungen, auch an die Landbevölkerung Aufträge zu vergeben. So fand im 16. und 17. Jahrhundert die Hausindustrie, und zwar besonders die Baumwollspinnerei auf der zürche-

rischen Landschaft Eingang und verschaffte, obschon sie nicht selbständig, sondern nur im Dienste städtischer Firmen arbeiten durfte, namhafte Arbeitsgelegenheit. Die Folge davon war: Rückgang des Söldnerwesens und der Auswanderung und rasche Bevölkerungszunahme. Dies ist am besten ersichtlich aus der Bevölkerungsstatistik des Anonauer-Amtes, die ich mir hier zusammengestellt habe:

1529	1588	1610	1634	1678	1700	1773	1792	1812	1836
3860	7105	9055	5063	7991	6699	8355	10 124	10 996	12 180

Die Rückgänge nach 1610 und nach 1678 stehen mit den furchtbaren Pest-Epidemien jener Zeitabschnitte in Zusammenhang.

Eine große Umwälzung brachte der Sturz der alten Staatsform im Jahre 1798. Der Zunftzwang wurde aufgehoben und das Gewerbe freigegeben, so daß es sich nun auch auf der Landschaft selbständig entfalten konnte. Zuerst war es namentlich die Baumwollspinnerei und -Weberei, die besonders im Zürcher-Oberland weiteste Verbreitung fand. Doch schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts begann die mechanisch betriebene englische Spinnmaschine und in den Dreißigerjahren auch die Webmaschine der Handarbeit erfolgreich Konkurrenz zu machen. Ich habe euch bereits erzählt, wie die hiedurch aufgebrachten Oberländer im Jahre 1832 ihrer Unzufriedenheit Luft machten, indem sie die Fabrik Korrodi u. Pfister in Uster in Brand steckten.

Auch im Anonauer-Amt wurde durch das Aufkommen der mechanischen Baumwollfabrikation die Hausindustrie lahmgelegt.

Alt Präsident J. Stocker von Kofbau-Mettmensteten erwarb 1827 ein größeres Grundstück am Jonenbach bei Zwillikon samt den notwendigen Wasserrechten und erbaute daselbst eine mechanische Baumwollspinnerei, die durch die Söhne, Gebrüder Stocker, bis zum Jahre 1863 betrieben wurde. Hierauf wechselte die Firma mehrmals, bis sie im Jahre 1868 an J. Widemann u. Cie., jetzt A.-G. mit Sitz in Winterthur, überging. Es ist das wohl die älteste Fabrik unseres Bezirkes, die natürlich der Handspinnerei schwer schadete. Sie beschäftigt heute ungefähr 60 Arbeiter.

Die in ihrer Existenz bedrohten Heimarbeiter suchten und fanden vollwertigen Ersatz in der Seidenweberei. Diese Beschäftigung brachte als Nebenwerb zur landwirtschaftlichen Tätigkeit lohnenden Verdienst und fand bald weiteste Verbreitung. Die auf den heimischen Webstühlen gewobene Seide wurde auf die Ferggstuben verbracht und von dort nach Zürich oder anderwärts verkauft. Die Inhaber solcher Ferggereien bauten ihre Betriebe zu eigentlichen Seidengeschäften aus, indem sie die Hausweber in ihren Dienst nahmen, die Rohseide vermittelten und die Produkte in den Handel brachten.

Als erste derartige Unternehmung unseres Bezirkes ist wohl die Firma Zürcher u. Cie. in Hausen zu betrachten. Sie wurde im Jahre 1825 durch Jakob Zürcher, geb. 1805, gegründet. Anfänglich fabrizierte er für ein Zürcher Handelshaus, das am Geschäft finanziell beteiligt war, machte sich dann aber bald selbständig. Unter der Mitarbeit seiner beiden Söhne Emil und

Theophil entwickelte sich dasselbe in erfreulicher Weise. Sie verstanden es, durch rasche Anpassung an alle Neuerungen in der Seidenbranche sich den Markt zu erobern. In den Siebzigerjahren führten sie als erste den Lhoner-Webstuhl ein; 1875 erbauten sie das neue Fabrikgebäude und gingen zur mechanischen Fabrikation über. Nach dem Tode des ältern Bruders Emil war Oberst Theophil Zürrer-Schwarzenbach die Seele des Geschäftes. 1892 installierte er im Neugstertal eine zweite mechanische Weberei für ca. 50 Arbeiter, und 1898 gründete er eine dritte Fabrik in Mettmensätten mit 65 Arbeitern. Nach seinem Tode 1905 leitete sein Sohn, Kantonsrat Theophil Zürrer-Syfrig die Firma, der er aber schon im Jahre 1912 durch allzu frühen Tod entrisen wurde.

„Es ist merkwürdig, daß das Seidengeschäft Zürrer u. Cie. nicht an einem einzigen, sondern an verschiedenen Orten Betriebe eröffnet hat“, — bemerkte Martha. — Es dürfte dies wohl mit der einstigen Bedeutung der Hausindustrie zusammenhängen, da an verschiedenen Orten Ferggstuben bestanden, die sich nachher zu Fabrikbetrieben auswuchsen, — antwortete der Sigristen-Karl. — Für die Geschäftsleitung mag dies nicht sehr vorteilhaft sein; dagegen ist eine solche Dezentralisation volkswirtschaftlich jedenfalls sehr zu begrüßen, denn es wird auf diese Weise überall hin, auch in entlegene Gebiete, etwas Verdienst gebracht, ohne daß die Landwirtschaft dadurch Schaden litte, so daß von einer Ueberindustrialisierung nicht die Rede sein kann. Zürrer u. Cie. beschäftigen gegenwärtig in den drei Fabriken unseres Bezirkes ca. 220 Arbeiter.



Ebenfalls in den Zwanzigerjahren eröffnete in Ebertswil ein anderer Seidenfabrikant, Konrad Schärer, eine Ferggerei. Er arbeitete anfänglich für die Firma Stapfer in Horgen, machte sich in den Vierzigerjahren selbständig und legte auch außerhalb unseres Bezirkes, in Zug, Aegeri und Sarnen Ferggereien an. Sein Sohn Emil verlegte im Jahre 1870 den Sitz des Geschäftes nach Zürich und führte in den Gebäulichkeiten zu Ebertswil die Lhoner-Webstühle ein. Die Firma beschäftigte dazumal ca. 1200 Handweber. Um mit der Entwicklung des mechanischen Betriebes standzuhalten, wurde in den Achtzigerjahren das jetzige Fabrikgebäude erbaut und in Jona bei Rüti eine zweite, größere Weberei gegründet. Im Jahre 1912 ging die Fabrik in Ebertswil an seinen Neffen Wilhelm Bär über, der dort gegenwärtig ca. 60 Arbeiter beschäftigt.

Auch in Diettmenstetten war die Hausindustrie verbreitet. Die Firma Siegfried-Holz und Cie. fabrizierte daselbst anfangs des 19. Jahrhunderts Baumwolle. Der aus dem Geschäft hervorgehende Jakob Syfrig, geb. 1811, sah sich infolge des Ueberhandnehmens der mechanischen Warenerzeugung in den Vierzigerjahren genötigt, zur Seidenbranche überzugehen. Er errichtete in den Kantonen Schwyz und Zug Webstuben und verlegte sich hauptsächlich auf leichte, kombinierte Stoffe. Als jedoch unter seinem Sohne, dem spätern Nationalrat Arnold Syfrig, die Lhoner-Webstühle und der mechanische Betrieb aufkamen, liquidirte dieser das Geschäft und ging zum Sprithandel über. Die Firma Bürner brachte dann durch die Errichtung ihrer Filiale

etwelchen Ersatz, doch hat Mettmensstetten infolge dieser Entwicklung seinen landwirtschaftlichen Charakter weit mehr bewahrt als die andern, größern Gemeinden unseres Bezirkes.

Ähnlich wie Jakob Syfrig begann auch Robert Stehli-Hausheer in Obfelden seine Laufbahn als Baumwollfabrikant. Im Jahre 1816 als Sohn des Präsidenten Jakob Stehli in Ober-Dunnern geboren, besuchte er die Amtsschule zu Mettmensstetten und genoß hernach kaufmännische Studien. 1837 legte er den Grund zu der Firma, die später Weltruf genießen sollte. Nachdem er anfänglich baumwollene und wollene Stoffe gewoben hatte, ging er schon nach wenigen Jahren zur Seidenfabrikation über. Nun blühte die Unternehmung rasch empor. Die Ferggerei Konrad Weiß in Toußen, die für verschiedene Zürcher-Firmen ungefähr 60 Weber beschäftigt hatte, wurde aufgelassen, und bald arbeiteten auch außerhalb des Bezirkes Ferggereien mit ca. 300 Stühlen. 1857 erwarb Robert Stehli die „Hübschern“ bei Heferswil und legte dort Maulbeerbaumpflanzungen an, um auch bei uns die Seidenraupenzucht einzuführen. Wegen der Ungunst des Klimas mußte jedoch der Versuch schon nach wenigen Jahren aufgegeben werden. 1872 ging die Firma zur mechanischen Zettlerei und Weberei über. Dies erforderte wesentliche Erweiterungen der Fabrikanlagen, in denen heute ca. 460 Arbeiter beschäftigt werden. Die hervorragende Bedeutung des Geschäftes für die Gemeinde Obfelden beweist am besten die Tatsache, daß deren Bevölkerungszahl im Zeitraume 1850—1900 von 896 auf 1335 hinauffstieg.

Doch die Heimatgemeinde genügte dem Unternehmungsgeist der Firma, die sich nach 1884 E. Stehli-Hirt und seit 1892 Stehli u. Cie. nannte, nicht mehr. Um den Bedarf an Rohseide besser decken zu können, erwarb sie 1878 und 1884 große Spinnereien und Zwirnereien in Italien, und als der Umsatz besonders nach den Vereinigten Staaten fortwährend stieg, erbaute sie 1892 in Arth eine neue große Weberei für 500 Stühle. Infolge der hohen ausländischen Schutzzölle sah sie sich um die Wende des Jahrhunderts genötigt, auch im Auslande Filialen zu eröffnen. 1897 und 1902 gründete sie in der Nähe von Newyork mehrere größere Fabriken, die sich unter der Leitung eines Sohnes von E. Stehli-Hirt zu einem selbständigen Unternehmen auswuchsen. Weitere Webereien wurden noch in Erzingen bei Waldshut und in Germignaga (Italien) ins Leben gerufen, so daß die Firma heute als eines der größten Seidengeschäfte gelten kann, welches einigen Tausend Arbeitern Verdienst bringt.

Es ist mir ein Bedürfnis, euch zu zeigen, daß der Gründer dieses großzügigen Unternehmens, Robert Stehli-Hausheer, nicht nur ein hervorragender Geschäftsmann, sondern überhaupt ein vorbildlicher Bezirksbürger war, der trotz seiner gewaltigen beruflichen Inanspruchnahme einen großen Teil seiner unerschöpflichen Arbeitskraft in den Dienst der Allgemeinheit stellte. Von 1845—1860 war er Präsident des Bezirksgerichtes, von 1860—1869 amtierte er als Statthalter; daneben gehörte er dem Nationalrat und dem Kantonsrat an. Während 20 Jahren war er Kassier



Nationalrat R. Stehli-Hausheer.



der Bezirkersparniskasse, und von 1858—1873 präsi- dierte er in vorbildlicher Weise die Gemeinnützige Bezirks- gesellschaft. Ihr habt bereits gehört, daß ihm auch große Verdienste für den Bau der Bahnlinie Affoltern- Zug zukommen, und schließlich dürfte noch erwähnt werden, daß er ebenso kräftig für die projektierte Schmalspurbahn Ottenbach-Hausen eintrat, die dann allerdings nicht zur Ausführung kam. „Tief trauerten 1884 mit den Angehörigen die Gemeinde und der ganze Bezirk an der Bahre des Mannes, der unserer Mit- und Nachwelt in seinen Leistungen das Beispiel der edelsten patriotischen Tugenden gegeben hat“, sagt in pietätvoller Weise der Verfasser der Obfelder-Chronik, und auch wir wollen diese Worte wiederholen, um seinen Namen stets in ehrendem Andenken zu behalten.

Während die Fabrikantengeschlechter, die ich euch bis jetzt genannt habe, durch enge persönliche Bande mit dem Amt verknüpft waren, hat das nun folgende schon frühe seinen Sitz nach Zürich verlegt und her- nach nur noch geschäftliche Beziehungen mit unserm Be- zirkte unterhalten. Es sind die Gebrüder Näf von Kap- pel, Johann, Rudolf und Gottlieb, Nachkommen jenes bekannten Adam Näf, der in der Schlacht bei Kap- pel das Zürcher Banner gerettet. Die beiden ersteren er- öffneten im Jahre 1847 in Zürich eine kleine Weberei mit nur zwei Jacquard-Stühlen, verlegten aber wegen des kostspieligen Betriebes ihr Geschäft bald nach Kap- pel. Von hier aus unternahmen sie große Fußreisen durch die ganze Schweiz, durch Württemberg und Bayern, um ihre Produkte abzusetzen und arbeiteten

sich mit eiserner Energie allmählich empor. Es wurden Ferggereien angelegt in Arth, Schwyz, Buochs, im Rheintal bei Sargans, auf Iberg und in Hinwil. Unter der Firma „Johann Rudolf Näf und Söhne“ gründeten sie im Jahre 1856 in Affoltern eine kleine Fabrik, und im Jahre 1872 verlegten sie ihre Bureauz nach Zürich.

Anfangs der Achtzigerjahre trennten sich die Brüder. Der Älteste, Johann, übernahm das Geschäft in Affoltern, welches damals ca. 50 mechanische Stühle und 800 Handweber beschäftigte. Nach seinem Tode (1886) führten seine Söhne Hans und August den Betrieb weiter. Als besonders in den Vereinigten Staaten größere Absatzgebiete gewonnen werden konnten, erbauten sie 1887/88 die jetzige Fabrik in Affoltern für etwa 350 Arbeiter. Ähnlich wie Stehli u. Cie. gründeten sie auch im Auslande Filialen, so zu Saillans (Südfrankreich) mit 300 und in Deutsch-Lausenburg mit 400 Stühlen. Im Jahre 1898 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Auch die beiden jüngern Brüder Johanns etablierten sich als Seidenfabrikanten. Gottlieb gründete eine Fabrik in Hedingen mit 140, Rudolf eine solche in Säckingen mit 350 Arbeitern. Letzterer erbaute zudem für seinen Sohn Edwin eine Weberei in New-Jersey (Nordamerika), welche jedoch wegen ungünstigen Arbeiterverhältnissen im Jahre 1892 wieder einging. Im Jahre 1883, nach dem Tode seines Vaters, übernahm Edwin die Fabrik in Säckingen, und ein Jahr später auch diejenige seines inzwischen verstorbenen

Onfels Gottlieb in Hedingen. 1896 hat sich auch diese Firma in eine Aktiengesellschaft umgebildet.

Die zuletzt gegründete Seidenfabrik unseres Bezirkes ist diejenige zu Ottenbach. Sie wurde im Jahre 1867 durch Bodmer u. Hürlimann erbaut und 1877 wesentlich vergrößert. Nachdem in Bäch (Kt. Schwyz) und Fossano (Italien) Filialen angelegt worden waren, änderte sich die Firma im Jahre 1887 in die Aktiengesellschaft: „Mechanische Seidenstoffweberei Zürich in Ottenbach“ um. Die Zahl der daselbst beschäftigten Arbeiter beträgt 220.

Und nun hoffe ich, Euch ein genügend klares Bild über die industrielle Entwicklung uneres Bezirkes gegeben zu haben, — schloß der Sigristen-Karl seine Schilderung. — Doch Ernst war mit dem Gebotenen noch nicht zufrieden. Er wollte wissen, ob sonst keine andern Industrien im Anonauer-Amt hätten Fuß fassen können.

Einige Versuche hiezu sind vorhanden, — versetzte der Alte, — doch sind sie teilweise in den Anfängen stecken geblieben, oder dann konnten sie ihrer Natur gemäß nicht die große Bedeutung erlangen wie die Textilbranche. So treffen wir anfangs des jetzigen Jahrhunderts eine mechanische Zimmerei und Schreinerei und eine Maschinenbauwerkstätte in Affoltern. Mechanische Werkstätten finden wir ferner in Anonau, Roßau und Mettmensetten, eine mechanische Schreinerei existierte in Rifferswil. Auch die Zigarrenfabrikation in Affoltern konnte sich nicht halten, und die Teerdestil-



lation Chemische Industrie A.-G. steht seit 1921 still. An jener Stelle, beim Bahnhof Affoltern, stand einst die im Jahre 1873 erbaute und 1910 erweiterte Bierbrauerei der Gebrüder Winkelmann, welche dieselbe im Jahre 1912 an die Brauerei Uetliberg verkauft hatten.

An industriellen Betrieben verbleiben in Affoltern außer den beiden Druckereien, dem Baugeschäft Gautschi und der Centrale des kantonalen Elektrizitätswerkes (1910) noch die Nahrungsmittelfabrik, die im Jahre 1880 durch Albert Schneebeli und Joh. Wollenweider gegründet und 1889 in eine A.-G. umgewandelt wurde. Mit Kindermehl, Teigwaren, Suppenmehl und Armeekonserven hat sie besonders während der Kriegszeit namhaften Absatz erzielt. Die gegenwärtige Arbeiterzahl ist 40. — In Obfelden besteht seit 1902 ein Gaswerk, welches die Gemeinden Obfelden, Ottenbach, Affoltern und Hedingen bedient und die beträchtliche Rohrnetzlänge von rund 27 Km. aufweist. — Und schließlich muß ich noch der Ziegeleien in Kappel und Bonstetten gedenken, die sich den dort zutage tretenden Lehm Boden zu Nutzen machen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch alle die zahlreichen gewerblichen und kaufmännischen Betriebe aufzählen wollten, die unser wirtschaftliches Leben bereichern. Doch will ich euch an Hand einer statistischen Zusammenstellung zeigen, in welchem Umfange die verschiedenen Berufsarten in unserm Bezirke vertreten sind:

### Zusammenstellung der Berufsarten.

	Personen	Personen
I. Gewinnung der Naturerzeugnisse:		
Landwirtschaft	2698	
Bergbau (Kohlen, Torf, Lehm)	34	2732
II. Veredelung der Naturerzeugnisse:		
Nahrungsmittel	231	
Bekleidung	339	
Seidenindustrie	1414	
Baumwollindustrie	67	
Leinenindustrie	3	
Stickerie	8	
Papier, Leder u.	42	
Chemische Produkte	43	
Metallbearbeitung	385	
Holzindustrie	157	
Bauhandwerk (inbegr. Ziegeleien)	448	
Kraft-, Gas- und Wasserwerke	50	
Graphit (Druckereien)	38	3225
III. Handel und Verkehr:		
Handel	251	
Wirtschaftsgewerbe	151	
Öffentliche Verkehrsanstalten	132	
Fuhrhalterei	14	548
IV. Andere Berufe:		
Öffentliche Verwaltung	39	
Gesundheits- und Krankenpflege	28	
Betriebspersonal in Anstalten	47	
Uebertrag	114	6505

	Personen	Personen
Uebertrag	114	6505
Tagelöhner, Dienstboten	50	
Unterricht und Erziehung	81	
Kirche	20	
Freie Berufe	8	
Künste	5	278
Total		6783

Ihr seht aus dieser Zusammenstellung, — erklärte der Sigristen-Karl, — daß Gewerbe und Industrie zusammen den Hauptbestandteil unserer Bevölkerung beanspruchen. An zweiter Stelle steht die Landwirtschaft. Das Verhältnis ist aber naturgemäß in den einzelnen Gemeinden sehr verschieden. Aus der Tabelle 2 könnt ihr ersehen, daß in Affoltern und Obfelden die industrielle Bevölkerung verhältnismäßig stark, die landwirtschaftliche dagegen schwach vertreten ist. Umgekehrt treffen wir wieder ausgesprochene Bauerngemeinden, wie Stallikon, Knonau, Kappel, Maschwanden, Neugst, Rifferswil und Bonstetten. Betrachten wir den Bevölkerungszuwachs seit 1850 (Tabelle 1), erkennen wir bald, daß die erstgenannten sehr stark gewachsen, die letztern dagegen zurückgegangen sind. Das beweist uns, daß die landwirtschaftliche Produktion heute bedeutend weniger Kräfte beansprucht als früher; die Industrie dagegen schuf den Ausgleich, der notwendig war, um die Einwohner nicht zur Auswanderung zu zwingen, oder der Verarmung entgegenzuführen.

Tabelle 1.

	Gesamt- Areal ha.	Verteilung des produktiven Landes					Stand der Wohnbevölkerung		
		Gärten u. Reben ‰	Acker ‰	Wiesen ‰	Ried ‰	Wald ‰	1850	1900	1920
1. Neugst . . . . .	759	0,1	3,4	56,9	10,8	28,8	647	607	574
2. Affoltern . . . . .	1,067	2,5	5,6	61,6	4,2	26,1	1,855	2,779	3,066
3. Bonstetten . . . . .	742	1,3	7,6	54,2	9,6	27,3	887	691	649
4. Hausen . . . . .	1,324	0,5	1,2	59,8	13,8	24,7	1,450	1,408	1,462
5. Hedingen . . . . .	653	1,2	10,7	47,4	6,8	33,9	992	849	924
6. Kappel . . . . .	779	0,4	15,7	49,4	15,2	19,3	743	697	641
7. Knonau . . . . .	645	0,7	10,5	59,3	10,9	18,6	594	529	571
8. Maschwanden . . . . .	470	0,8	15,1	42,3	21,4	20,4	578	493	424
9. Mettmensjetten . . . . .	1,285	1,0	9,2	62,4	9,3	18,1	1,450	1,396	1,503
10. Obfelden . . . . .	751	1,3	17,4	52,1	8,2	21,0	896	1,335	1,286
11. Ottenbach . . . . .	494	2,0	18,6	56,7	4,4	18,3	1,169	1,107	1,006
12. Rifferswil . . . . .	654	0,3	6,5	47,3	27,9	18,1	464	480	478
13. Stallikon . . . . .	1,195	0,2	2,3	45,5	7,7	44,3	879	579	610
14. Wettswil . . . . .	378	1,8	16,1	46,6	18,2	17,3	321	318	328
Total	11,196	1,0	8,5	54,1	11,3	25,1	12,925	13,268	13,522

Tabelle 2.

	Viehbesitzer	Viehstand 1920				Von 100 Erwerbenden sind beschäftigt in:		
		Pferde	Rindvieh	Schweine	Geflügel und Stiegen	Landwirtschaft	Gewerbe und Industrie	Handel und Verkehr
1. Neugst . . . . .	83	27	578	67	79	56	32	4
2. Affoltern . . . . .	160	82	644	154	78	17	63	12
3. Bonstetten . . . . .	81	39	480	71	49	53	34	8
4. Hausen . . . . .	114	101	920	321	52	39	42	7
5. Hedingen . . . . .	80	20	415	79	73	32	52	8
6. Kappel . . . . .	58	69	680	100	33	61	29	4
7. Anonau . . . . .	60	49	601	76	39	63	23	9
8. Mäschwanden . . . . .	53	40	377	112	17	59	32	4
9. Mettmensletten . . . . .	151	110	1078	281	70	48	35	8
10. Obfelden . . . . .	101	54	496	147	57	24	64	7
11. Ottenbach . . . . .	99	21	500	71	39	35	55	5
12. Rifferswil . . . . .	56	51	399	76	32	56	30	4
13. Etallikon . . . . .	82	65	643	182	86	76	12	8
14. Wettswil . . . . .	37	24	227	33	28	50	34	10
	1215	752	8038	1770	732	39	46	8
	Total							

„Hat denn die Landwirtschaft so sehr an Wert eingebüßt, daß sie unsere heimische Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermag?“ fragte Paul verwundert. — Die Bodenbebauung ist nicht zurückgegangen, sie hat sich nur anders orientiert, — antwortete der Sigristen-Karl. — Während noch vor 80—100 Jahren Acker-, Gemüse- und Weinbau den Hauptteil der bäuerlichen Kraft in Anspruch nahmen, gingen diese im Zeitalter der Maschine mehr und mehr zurück. Der Schiffsverkehr und die Eisenbahnen brachten billiges Getreide, Gemüse und preiswerte fremde Weine in die Schweiz herein, gegen die unsere eigene Produktion nicht mehr standhalten konnte. Da sich derweise die Absatzmöglichkeiten verschlechterten, waren die Bauern gezwungen, sich hauptsächlich auf die Viehzucht und die Milchwirtschaft zu verlegen. Die Folge war ein starker Rückgang des Ackerlandes. Im kurzen Zeitabschnitt 1874—1910 verminderte sich dasselbe im Bezirke Affoltern um über 2000 Hektaren, das heißt um 70% des frühern Bestandes. Das Rebland hatte noch mehr, nämlich 72% eingebüßt und umfaßte 1910 im Amt nur noch 40 Hektaren. Das Wiesland dagegen vermehrte sich um 42%. Durch die Aufteilung der Allmenden, durch Güterzusammenlegungen, wie sie zum Beispiel in Hausen durchgeführt wurden, durch Stallfütterung und reichliche Düngung u. s. w. suchte man den Ertrag des Bodens zu steigern. Damit verband man eine intensivere Pflege des Obstbaues. Dessen Ernteertrag vom Jahre 1906 wird für unsern Bezirk auf 460 000 Fr. geschätzt, woran das Mostobst mit ca. 70% beteiligt ist. Daß

damit auch der Brennerei eine vermehrte Bedeutung zukam, liegt auf der Hand.

Die starke Einsparung an landwirtschaftlichen Arbeitskräften und die dadurch bedingte Verminderung der bäuerlichen Bevölkerung, von der früher die Rede gewesen, ist also auf die den veränderten Verhältnissen angepasste Bewirtschaftung des Bodens, auf den Rückgang des Ackerbaus, und auf die Einführung mannigfaltiger landwirtschaftlicher Maschinen zurückzuführen.

Die wertvollste Errungenschaft dieses modernen Betriebes ist wohl die enorme Vermehrung des Viehstandes. Im Verlaufe der letzten hundert Jahre stieg derselbe in unserm Bezirke von 5661 auf 11 292 Stück; die Zahl der Pferde hat sich verfünffacht, der Rindviehbestand nahezu verdreifacht, während sich die Zahl der Schafe und Ziegen verminderte.

„Dagegen muß sicher der Schweinebestand sehr groß gewesen sein, daß unser Bezirk die ehrenvolle Bezeichnung „Säuliamt“ erhalten hat“, rief Max lachend, und die andern stimmten fröhlich mit ein. Doch der Alte versicherte mit schalkhafter Miene, daß dieser Uebername von einem ganz besonderen Vorkommnis herühre: Vor Jahren bummelte an einem schönen Frühlingstage eine übermütige Gesellschaft junger Männer aus einer größern Seegemeinde die Albißstraße hinauf und hielt im Gasthose zum „Hirschen“ auf der Paßhöhe Einkehr. Nachdem die Jünglinge sich eine Zeit lang mit köstlichen Scherzreden vergnügt hatten, nahm der vorwizigste unter ihnen den Wirt, der als ein geriebener Spaßmacher bekannt war, aufß Korn und



wollte unbedingt wissen, warum der zu ihren Füßen liegende Nachbarbezirk „Säuliamt“ geheißten werde. Der Gefragte blieb die Antwort nicht schuldig. Er erklärte, daß diese Bezeichnung vor einigen Jahren durch ein Experiment erhärtet worden sei. Er hätte im Beisein scheidungsgerichtlicher Parteien einem Säulein und einem Kälbchen den Laufpaß gegeben; da hätte sich das erstere nach dem Knonauer-Amt verlaufen, welcher deshalb „Säuliamt“ geheißten werde. Das Kälbchen aber strebte der entgegengesetzten Richtung, dem Zürichsee zu! — Die Herren machten ob dieser Auskunft verdutzte Gesichter und erklärten sich als besiegt.

„Bravo!“ rief Aennchen lebhaft aus und klatschte vergnügt in die Hände. „Das geschieht ihnen auf die Nase recht, warum wollten sie sich über unser Amt lustig machen!“

„Aber ist das wirklich die richtige Erklärung für den Namen Säuliamt“, unterbrach Ernst ungläubig. — Die wahre Ursache liegt selbstverständlich in dem hohen Schweinebestand, den unser Bezirk aufwies, — versetzte der Sigristen-Karl lächelnd. Dieser wiederum hängt mit der überhandnehmenden Milchwirtschaft zusammen. Die Herstellung von Milchprodukten und die davon abhängige Schweinezucht gingen jedoch in den Achtzigerjahren bedeutend zurück, da die mächtig sich ausdehnende Stadt Zürich dieses unentbehrliche Nahrungsmittel mehr und mehr absorbierte. Durch seine günstige Verkehrslage wurde das Knonaueramt zum Haupt-Milchlieferanten der Stadt. Das im Jahre 1916 abgegebene Quantum zum Beispiel übertrifft dasjenige

der meisten andern Bezirke und hat einen Wert von nahezu 2 Millionen Franken.

Ihr seht aus dem Gesagten, daß der Hauptzweck der Landwirtschaft nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, die Selbstversorgung, sondern der Handel ist. Der Bauer ist Kaufmann geworden. Er produziert, um verkaufen zu können, wogegen er freilich auch wieder bedeutend mehr einkaufen muß als früher. Die moderne Geldwirtschaft hat auch die Landschaft ergriffen und damit viel städtisches Wesen dorthin verpflanzt. Die verbesserten Verkehrsverhältnisse, Handel, Industrie und eine starke Umstellung in der Urproduktion haben die einstigen Gegensätze zwischen Stadt und Land bedeutend gemildert und ein im allgemeinen besseres Einverständnis erzielt. Möge diese friedliche, wirtschaftliche Zusammenarbeit uns auch weiterhin erhalten bleiben; möge in allen die Einsicht lebendig sein, daß nur durch gegenseitige Hilfe eine fruchtbare kulturelle Entwicklung erzielt werden kann!

Bei diesen Worten erhob sich der Sigristen-Karl, zog die Uhr und gab zu bedenken, daß man wohl beizeiten auf die Heimkehr bedacht sein müsse, da in dieser Jahreszeit die Nacht früh hereinbreche und rasch empfindliche Kühle mit sich bringe.

„Es ist ja kaum vier Uhr“, meinte Menichen schmolend, „dürften wir da nicht noch einige Spiele veranstalten?“ Frieda klatschte begeistert in die Hände; doch die bedächtigere Martha wandte sich an den Sigristen-Karl mit der Frage, ob denn die Anonaueramtsgeschichte schon zu Ende sei. — Noch nicht ganz, — entgegnete

der Alte, — doch will ich euch das gemütliche Stündchen, das wir hier oben noch verbringen können, nicht verkürzen. Zuerst musizieren und singen wir eins, wenn es euch lieb ist, und hernach tummelt ihr euch nach Herzenslust. Den Schluß meiner Geschichte werde ich euch auf dem Heimwege in aller Gemütsruhe erzählen können.

Und so wurde gehandelt. Bald ertönte das lauschige Ruheplätzchen von Musik, Jubel und Gesang, und die Vögel sangen mit den frohen Menschenkindern um die Wette, daß dem andächtig lauschenden Sigriften-Karl darob die Augen fast übergingen.

Ein Stündchen später wanderten unsere Freunde wieder der Paßhöhe zu. Der unermüdlche Erzähler hatte sich den Abschluß seiner Darstellung zurechtgelegt. — Vorerst habe ich noch Einiges nachzuholen, das mit der neuzeitlichen Entwicklung der Landwirtschaft im Zusammenhange steht, — erklärte er. — Ich denke an die Entwässerung der Niedrflächen. In frühern Zeiten freilich spielte sie noch nicht die große Rolle wie jetzt. Abgesehen von einer größern Kanalisation, die in den Siebzigerjahren bei Wettswil durchgeführt wurde, nahm man nur wenige, vereinzelte Entsumpfsarbeiten vor. Die Ernährungsschwierigkeiten während des Weltkrieges jedoch belebten dieses Tätigkeitsgebiet außerordentlich. Durch zielbewußte Entwässerung (Drainage), verbunden mit richtiger Aufbesserung des Bodens (Melioration), wurden große Streuerieder in fruchtbares Acker- und Wiesland umgewandelt, so bei Bonstetten, Affoltern und Zwillikon, Obfelden, Mettmensletten und Hausen. Diese Arbeiten wurden teilweise durch Hülfsdienst-

pflichtige und durch Kriegsinternierte ausgeführt und besonderen Genossenschaften unterstellt; die Kosten trugen zu  $\frac{1}{3}$  der Bund, zu  $\frac{1}{3}$  Kanton und Gemeinden und zu  $\frac{1}{3}$  die Landbesitzer.

„Ist dieses Land tatsächlich so fruchtbar, wie es früher prophezeit wurde; ich habe von Landwirten schon andere Urteile gehört“, erkundigte sich Max. — Bei richtiger Behandlung soll der Boden nach 5—7 Jahren sehr ertragsfähig sein, — versetzte der Sigristen-Karl. — „Aber wie soll nun der Bauer seinen bedeutenden Bedarf an Streue decken?“ bemerkte Paul. — Durch vermehrten Getreideanbau, — erwiderte der Alte. — Nur so kann die Produktion des Bodens gehoben und ein allzu einseitiger Wirtschaftsbetrieb vermieden werden.

Uebrigens existieren noch der Riedflächen genug, die nicht melioriert wurden. Doch hier bot die Kriegsnot wieder andere Ausnützungsmöglichkeiten, die Torf- ausbeute. Die Stadt Zürich eröffnete dieselbe im Jahre 1917 bei Ober-Rifferswil in großzügiger Weise. Im folgenden Jahre bildete sich eine Torfgenossenschaft des Bezirkes Affoltern, welche bei Unter-Rifferswil bis zum Jahre 1921 ebenfalls nach Torf grub, und schließlich nahm in der gleichen Gemeinde auch die Maschinenfabrik Derlikon den Torfabbau an die Hand. Der Wert der gesamten Ausbeute wird auf etwa 2 Millionen Franken geschätzt.

In diesem Zusammenhange kann ich wohl auch des Bergwerkes Neugstertal gedenken. Dieses ist sehr alten Ursprungs, wurde es doch schon ums Jahr 1786 entdeckt und in Betrieb gesetzt. Die Ausbeute bis zum

Jahre 1807 betrug ca. 20 000 Zentner. Doch mußte das Unternehmen wegen der geringen Mächtigkeit der Braunkohlenschicht (6—42 Ztm.) und wegen der Verkehrs-schwierigkeiten wieder aufgegeben werden. Der Chronist berichtet hierüber: Es wurden einige Esel zum Säumen der Kohle angeschafft und der ingenieure Versuch gemacht, diese Tiere zu dressieren, ohne Treiber den Weg hin und her zurückzulegen, was natürlich mißglückte und den Umwohnern zum Spaß diente. Die Kosten waren übrigens so hoch, daß die Esel als unabträglich wieder aufgegeben werden mußte. — Das Bergwerk ruhte über hundert Jahre, trotzdem 1845 Escher-Hirzel dessen Ausbeute empfohlen hatte. Erst 1917 kam man infolge der Kohlennot auf den Gedanken, den Stollen wieder freizulegen. Die Ausbeute wurde anfänglich durch eine Genossenschaft, hernach durch ein Zürcher Baugeschäft betrieben, beim Sinken der Kohlenpreise aber wieder eingestellt, so daß es nun abermals in die frühere Vergessenheit zurücksinken kann, ein unerfüllter Traum manches unternehmungslustigen Amtlers.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Erstellung zahlreicher Wasserversorgungsanlagen von dem mächtig wachsenden Gewerbesleiß und Wohlstand des Amtlervolkes Zeugnis ablegen. Es bestehen deren — nach den Erhebungen des Jahres 1910 — in unserm Bezirke 24 mit einer Rohrnetzlänge von insgesamt 79 Km. und einer maximalen Wassermenge von über 5000 Minutenlitern. Sie wurden fast alle in den Neunzigerjahren erstellt; die älteste, Affoltern, geht auf 1885

zurück, die jüngste, Hausen, datiert aus dem Jahre 1908. Nur eine einzige, diejenige von Maschwanden, liegt in den Händen der politischen Gemeinde, die übrigen werden durch Genossenschaften oder Private betrieben.

Ueberhaupt nahm das Genossenschaftswesen im Verlaufe des 19. Jahrhunderts einen ganz gewaltigen Aufschwung. Es entstanden Sennerei-, Bäckerei-, Mosterei-, Brennerei-, Wald-, Drainage-, Wasserversorgungs- und andere Genossenschaften. Sie alle förderten in schönster Weise das Solidaritätsgefühl der Bauern und lehrten sie, daß nur durch enge Zusammenarbeit ein ersprießlicher Fortschritt erzielt werden kann.

Mittlerweile waren unsere Freunde an einem prächtigen, aussichtsreichen Punkte der Albiskette angelangt. Zu ihren Füßen lag, in violette Abendshatten getaucht, der träumende Türlersee, und langsam und majestätisch versank am fernen Horizonte der leuchtende Sonnenball. Als nun noch von Hausen, Rifferswil und Neugst her sonntägliches Abendglockengeläute an ihr Ohr klang, standen sie andächtig lauschend still und ein tief empfundenes Heimatgefühl durchflutete ihre Herzen.

Erst nach geraumer Weile nahm der Sigristen-Karl den Faden seiner Erzählung wieder auf. — Laßt mich hier meine Knonaueramtsgeschichte zum Abschluß bringen, — sagte er. — Es liegt mir daran, euch noch einen kurzen Ueberblick über die geistigen und sozialen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte zu geben, denn hierin gipfelt doch jede menschliche Kultur, hier reifen die süßesten Früchte einer jahrhundertelangen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung.



Doch werde ich auch hier mich wiederum auf das Wichtigste beschränken müssen. Die lokalen Bestrebungen, so wie sie in den örtlichen Lesegesellschaften, in den Gemeinde-, Verschönerungs-, Gesangs-, Turn-, Samariter-, Blaukreuz-, Frauenvereinen u. s. w. zu Tage treten, würden mich entschieden zu weit führen. Dagegen kann ich mir nicht versagen, die Entwicklung früherer und die Entstehung neuer fürsorglicher Werke der Gemeinnützigen Bezirksgesellschaft kurz zu skizzieren und der bedeutendsten Männer zu gedenken, die auf diesem Gebiete ihre Kraft der Allgemeinheit gewidmet haben.

Die „Gemeinnützige“ hatte, wie schon früher geschildert wurde, unter der Leitung Melchior Hirzels eine Reihe vortrefflicher Werke geschaffen, nämlich die Amtsschule zu Mettmensstetten, die Bezirkersparniskasse, den Bezirksgesangsverein, den landwirtschaftlichen Bezirksverein und die Armen- und Waisenanstalt Kappel. Ferner gründete sie zum bleibenden Andenken an ihren Gründer einen Hirzel-Stipendienfond, der bis auf die ansehnliche Höhe von 50 000 Fr. geäußnet wurde. Noch ergiebiger gestaltete sich die Liquidation der Bezirkersparniskasse im Jahre 1870. Der durch Zinsüberschüsse angelegte Reservecfond von 80 000 Fr. fiel an die Gemeinnützige Gesellschaft zurück, die ihn als Stammkapital nach und nach auf 120 000 Fr. ergänzte mit der Bestimmung, daß der Zinsertrag für gemeinnützige Zwecke verwendet werden solle.

Die zunehmende finanzielle Besserstellung gestattete ihr eine andauernde Erweiterung ihres Wirkungsbereichs.



ses. Freilich war sie der Sorge um das Volksschulwesen seit dem Umschwunge der Dreißigerjahre enthoben. Aus der Amtsschule zu Mettmenstetten erwuchsen mit der Zeit 5 Sekundarschulen, indem sich im Jahre 1854 der Kreis Hedingen=Bonstetten=Stallikon=Affoltern=Neugst, 1857 Hausen=Rifferswil=Rappel und 1885 Obfelden=Ottenbach von der Mutteranstalt loslösten. Als letzte und größte Sekundarschule wurde im Jahre 1900 Affoltern=Neugst von Hedingen abgetrennt. An sämtlichen Kirch- und Schulgemeinden wirken zur Zeit 13 Geistliche, 11 Sekundarlehrer und 43 Primarlehrer.

Trotz dieser Entlastung ließ die Gemeinnützige Gesellschaft das Schulwesen nicht aus den Augen. Durch Verleihung von Stipendien erleichterte sie nach Möglichkeit den Uebertritt an höhere Lehranstalten; sie förderte den Unterricht in fremden Sprachen und 1880 gründete sie die Handwerkschulen des Bezirkes. Daneben unterstützte sie auch kräftig die landwirtschaftlichen und die allgemeinen Fortbildungskurse.

Das Größte aber leistete sie auf dem Gebiete der Krankenfürsorge. Sie errichtete Kranken=Utenzilien=Depots in den Gemeinden, erleichterte den Krankentransport durch Anschaffung von zwei Krankenwagen, veranstaltete Samariterkurse und regte die Bildung von Samaritervereinen an, und schließlich, im Jahre 1900, gründete sie das Bezirkskrankenasyll in Affoltern, das zum wahren Segen für die Bevölkerung geworden ist. Die Anregung zu dieser Schöpfung ging im Jahre 1893 von Pfr. Dr. Egli in Bonstetten aus. Um dem dringendsten Bedürfnis abzuhelpfen, wurde vorerst eine

Krankenabteilung von 16 Betten in der Anstalt Kappel geschaffen, die auch heute noch fortbesteht. Hernach machte sich der Initiant, kräftig unterstützt von Pfr. Bleibler in Hedingen, Gerichtspräsident Frei und andern an die Arbeit, das notwendige Baukapital zu sammeln. Durch Beiträge der Gemeinnützigen Gesellschaft, der Gemeinde Affoltern, durch allgemeine Sammlungen und hauptsächlich durch großherzige Legate (Firma Stehli-Hirt 20 000 Fr., Heinrich Huber, Hausen 70 000 Fr.) konnte die Ausführung des Werkes schließlich ermöglicht und im November 1902 dem Betriebe übergeben werden.

Leider konnten die verdienstvollen Gründer des Asyls, das seit 1920 Bezirkshospital Affoltern genannt wird, die Früchte ihrer segensreichen Schöpfung nicht genießen. Pfr. Bleibler starb noch vor dessen Eröffnung im Jahre 1900, und Dekan Dr. med. Egli in Bonstetten im Jahre 1905. Dieser ungemein tätige Mann war einer der tatkräftigsten Förderer des Heilverfahrens von Pfr. Aneipp. Im Jahre 1891 hatte er zu Affoltern — im ehemaligen Postgebäude — die Kuranstalt zur „Arche“ eröffnet, die er bis zu seinem Tode leitete. Ein ähnliches Institut auf dem Lilienberg bei Affoltern blieb bis zum Jahre 1914 in Betrieb; hernach wurde das Gebäude an die Stadt Zürich verkauft, welche daselbst, wie ihr wohl wißt, ein Altersasyl einrichtete. Der in der Nähe befindliche Lilienhof dient für Privatwohnungen.

„Ist nicht auch das Männerheim zu Rosbau Eigentum der Stadt Zürich?“ erkundigte sich Max. — Frei-

lich, — ver setzte der Sigristen-Karl. — Unser Bezirk ist überhaupt nicht arm an Anstalten. Außer den schon genannten dürften noch erwähnt werden, das Kinderheim der Heilsarmee im „Paradies“ zu Mettmens tetten, die Frauenkolonie zu Ottenbach und die Trinkerheilstätte für Wehrmänner im Göttschihof Neugstertal.

„Was war das für ein Heinrich Huber, der durch sein Vermächtnis so sehr zum Gelingen der Asylbauten beigetragen hat?“ unterbrach Martha den Erzähler. — Er ist wohl einer der größten und bescheidensten Wohltäter unseres Landes, ver setzte der Sigristen-Karl. — 1851 in Hausen geboren, wuchs er in den einfachsten Verhältnissen in Obfelden auf. Nach dem Besuche der Sekundarschule Mettmens tetten absolvierte er die Industrieschule Winterthur und nahm hierauf im Jahre 1870 eine Commisstelle in Singapore (Hinterindien) an. Durch ungewöhnliche Begabung, außerordentliche Pflichttreue und unermüdlischen Eifer arbeitete er sich bis zum Geschäftsteilhaber empor. Nach zwanzigjährigem Aufenthalt ließ er sich in Paris nieder. Aber das tropische Klima hatte seine Gesundheit zerstört; nach längerer Krankheit starb er im Jahre 1900 in Nervi bei Genua.

Der rührige, hoch angesehene Kaufmann hatte sich in seiner überseeischen Praxis ein sehr ansehnliches Vermögen erworben, das ihm gestattete, seiner alternden Mutter, die sich in Affoltern niederließ, einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten. Er selber starb kinderlos. Die Vergabungen, die er gemeinnützigen Zwecken testierte, belaufen sich auf über eine Million Franken.

Es wurden mit größern Legaten bedacht die Gemeinden Hausen, Affoltern, Obfelden, Winterthur, Rifferswil, die Gemeinnützige Gesellschaft des Bezirkes Affoltern, das Krankenasyll Affoltern, die Anstalt Kappel, die Schweizer. Gemeinnützige Gesellschaft, der Schweizer. Gemeinnützige Frauenverein, der Schweizer. Kaufmännische Verein, die Zürcher Heilstätte für Lungenkranke, das eidg. Polytechnikum, die schweizer. Anstalt für Epileptische; und so ließen sich noch ungefähr 30 weitere gemeinnützige Institutionen aufzählen, die der großherzige Mann unterstützte.

Doch auch die Mutter stand ihrem menschenfreundlichen Sohne nicht nach. Aus dem ihr zufallenden Erbteil schied sie 250 000 Fr. als Stiftung für in Not geratene schweizerische Ueberseer und 30 000 Fr. zur Deckung des Baudefizites des Krankenasylls Affoltern aus. Weitere Vermächtnisse folgten nach ihrem Tode im Jahre 1909, von denen wiederum ein beträchtlicher Teil der Gemeinnützigen Gesellschaft zufloß.

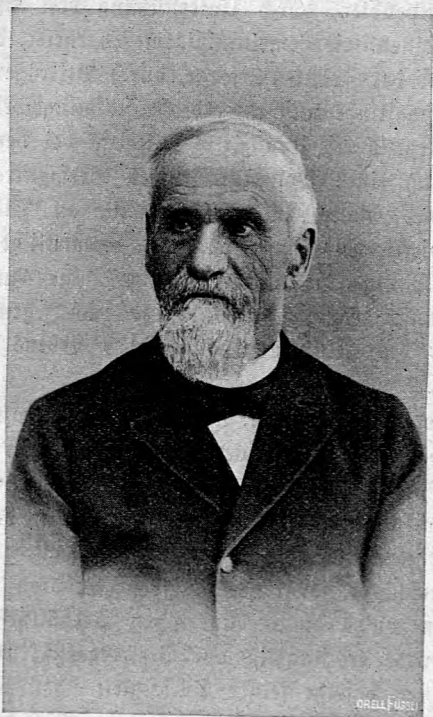
Mit einem Vermögen von nahezu 300 000 Fr. durfte diese an neue Aufgaben herantreten. Im Jahre 1906 betonte Lehrer Gysler in Obfelden die Notwendigkeit der Gründung einer Ferienkolonie. Die Anregung wurde im Jahre 1913 durch das Schulkapitel abermals eingebracht und hierauf einer besondern Kommission zur Durchführung übertragen. Der Ausbruch des Weltkrieges, der andere Forderungen in den Vordergrund rückte, verzögerte freilich den Ausbau des Werkes, das aber dann schließlich doch, im Jahre 1920, durch den Ankauf eines eigenen Ferienheims in Ob-

walden endgültig sichergestellt wurde, zum Segen für die heranwachsende Generation.

Durch Veranstaltung von Vorträgen und Kursen, durch Stipendien, durch Unterstützung von Bibliotheken, Vereinen mit gemeinnützigem Charakter, der Jugend- und der Krankenfürsorge, durch Beiträge an das landwirtschaftliche und gewerbliche Bildungswesen und nicht zuletzt durch finanzielle Mithilfe bei der Inbetriebsetzung eines Post-Auto-Kurses Bremgarten-Sihlbrugg, der endlich im Jahre 1920, an Stelle der einst projektierten Schmalspurbahn, verwirklicht werden konnte, spannte die „Gemeinnützig“ ihr Ausgabenbudget aufs höchste und wurde so zum segensreichen Förderer des geistigen und sozialen Lebens unseres Bezirkes.

Unter den Männern, welche ihr ihre Kraft gewidmet haben, sind außer den schon Genannten hervorzuheben der spätere Regierungspräsident Pfr. Grob in Hedingen, Statthalter Ringger in Hausen, dann der langjährige Aktuar Pfr. Meier in Rifferswil, vor allem aber Gerichtspräsident J. H. Frei. Geboren 1825 in Hedingen wuchs er in bäuerlichen Verhältnissen auf. 1844 wurde er Kanzlist am Bezirksgericht Affoltern, welches ihn infolge seiner Tüchtigkeit schon nach vier Jahren zum Gerichtsschreiber ernannte. Nach dem Rücktritte Nationalrat Stehli als Gerichtspräsident wurde er dessen Nachfolger. Er bekleidete dieses Amt mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit bis zum Jahre 1898, getragen von einem nie versagenden Gerechtigkeitsfönn. Die juristische Fakultät der Universität Zürich verlieh

ihm für seine außerordentlichen Verdienste den Ehrendokortitel der Rechte.



Gerichtspräsident Dr. J. H. Frei.

Doch auch auf politischem Gebiet genoß Gerichtspräsident Frei hohe Anerkennung. Als Vertreter der liberalen Partei gehörte er bis zum Jahre 1900 dem



Kantonsrate an. Er war der Schöpfer der sogenannten Hedinger-Initiative, welche in der Armenpflege an Stelle der Heimats- die Wohnortszugehörigkeit stellen wollte. Diese fortschrittliche Idee, die allerdings nicht durchzu- dringen vermochte, zeugt für den vornehmen Charak- ter dieses von hohem Geiste getragenen Mannes. Es wurden ihm nacheinander die Ämter eines Oberrich- ters, eines Nationalrates, eines Regierungsrates ange- tragen, die er aber alle in übergroßer Bescheidenheit ausschlug. Er wollte seinem Heimatbezirke treu bleiben, dem er im Gerichte, in der Gemeinnützigen Gesell- schaft, in der Kappeler-Pflege unschätzbare Dienste er- wies. Hochbetagt starb er im Jahre 1916, aufrichtig betrauert von seinen dankbaren Ämtlern.

\* \* \*

Damit bin ich zu Ende mit meiner Knonauer- amts-geschichte, — schloß der Sigristen-Karl. — Was ich euch an all unsern gemeinsamen Winterabenden erzählt, habe ich mir durch das liebevolle Studium vieler Jahre angeeignet. Ich kann euch versichern, daß es mich manchmal mit lebhaftem Mitgefühl für die Leiden unseres Landvolkes, oft aber auch mit Be- geisterung für die befreienden Taten edler Männer er- füllt hat. Die Errungenschaften, die wir heute als selbstverständlich hinnehmen, ohne die wir uns aber unser Dasein nicht denken können, sind das Produkt einer äußerst langsamen, mühevollen Kulturarbeit. Ge- denken wir deshalb mit Dankbarkeit der vergangenen Geschlechter, begrüßen wir mit Ehrfurcht die Helden,



die Vorkämpfer und Verteidiger unserer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Unabhängigkeit, und lieben wir mit Inbrunst die Heimat, welche durch sie unserer Hut anempfohlen ist! Denken wir aber auch stets daran, daß es nicht genügt, die ererbten Güter zu besitzen, sondern daß wir sie, getreu unsern Vorbildern, in fortschrittlichem Sinne ausbauen müssen! — Halten wir uns deshalb frei von aller engherzigen Selbstsucht, welche nur das eigene, persönliche Interesse kennt; schauen wir vielmehr auf zu den hohen Idealen wahrer Menschenfreunde, denen wir nacheifern sollen, uns selbst und unsern Kindern zum Heil!

— Ende. —

## Inhaltsverzeichnis.

---

		Seite
1. Abend	Wie das Amonauer-Amt entstand . . .	1
2. „	Von den ersten Ansiedelungen im Amonauer-Amt . . . . .	11
3. „	Wie unsere Vorfäter ins Land kamen . . .	17
4. „	Wie sich das Amt in Grundherrschaften auf-löste . . . . .	25
5. „	Die Vereinigung des Amonauer-Amtes mit Zürich . . . . .	39
6. „	Die Lebensverhältnisse des Aemtlers-Volkes vor der Reformation . . . . .	52
7. „	Die Reformation im Amonauer-Amt . . .	64
8. „	Zeiten der Knechtschaft . . . . .	81
9. „	Vor dem Untergange der alten Eidgenossen-schaft . . . . .	92
10. „	Der Sturz der alten Ordnung . . . . .	105
11. „	Das Zeitalter Napoleons . . . . .	122
12. „	Wie die liberale Bewegung zur Reife kam	139
13. „	Der Sieg der Liberalen . . . . .	150
14. „	Der Kampf um die neue Ordnung . . .	160
15. „	Die politische Entwicklung seit 1847 . . .	175
16. „	Das kulturelle Leben der neuesten Zeit . .	191

---